Ausgabe B

Der Patriot

Fernruf 276 / Bankkonten: Kreissparkasse Büren Konto-Nr. 598 Spar- u. Darlehnskasse Büren / Geschäftsstelle Büren, Adolf-Hitler-Straße 13

Der Sintfeldbote

Bürener Zeitung

Heimatzeitung für den Kreis Büren

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Monatlich 2,01 RM. einschließlich 54 Pfg. Postgebühr. Botenbezugspreis 1,80 RM. (einschließlich Botengeld). Einzelnummer 10 Pfg. Im Falle höherer Gewalt, Betriebsstörung usw. besteht kein Anspruch auf Lieferung und Rückzahlung des Bezugspreises. Anzeigenpreis: 1 mm hoch 46 mm breit 5 Pfg. kleine Anzeigen nicht geschäftlicher Art bis 25 mm Höhe 4 Pfg., Textspalte 1 mm hoch und 68 mm breit 15 Pfg. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Anspruch auf Nachlaß. Gerichtsstand für beide Teile Amtsgericht Büren. Verlagsort Lippstadt.

Kostenl. Beilagen: u. a. Der illustr. Sonntag – Am häusl. Herde

Nr. 269 (1. Blatt) | Büren, Sonnabend/Sonntag, 15./16. November 1941 | 46. Jahrgang

Blick nach Westen

Frankreich ist heute nicht nur ein besiegtes Land, es ist auch das Land der innerpolitischen Unausgeglichenheit, in dem sich Parteigruppen der verschiedensten Richtungen teilweise bis aufs Messer bekämpfen. Allein im besetzten Gebiet gibt es vier politische Gruppen, die jede für sich den Führungsanspruch erhebt. Die Ligue Francaise, das Rassemblement Nationale Populaire, das Mouvement Social Revolutionaire und die Parti Populaire Francaise haben sich formell am 9. Oktober zwar zu einem politischen Rat der Parteien zusammengeschlossen. Das hindert aber nicht, daß der Kampf der Eifersüchteleien fortgeht, wobei jede der anderen Gruppe vorwirft, daß sie ihre Mitglieder unzulässig beeinflusse und unter Druck setze.

Die nach außen hin proklamierte Einheitsfront ist also nichts als eine Fassade, die den unerbittlichen Kampf im Innern nach außen verdecken soll. Legt man sich nun die Frage vor, wie sich diese Gruppen zum Gedanken des neuen Europa einstellen, so ist es unmöglich, diese Frage klar und eindeutig zu beantworten. Es ist zweifellos, daß manche die Frage einer Zusammenarbeit mit Deutschland positiv und ehrlich bejahen. Es ist aber ebenso unfraglich, daß diesen Kreisen Kräfte entgegenstehen, die restlos chauvinistisch eingestellt sind und die den Gedanken einer Aussöhnung und Zusammenarbeit nicht nur belächeln, sondern darüber hinaus feindlich ablehnen und bekämpfen. Ihre Gedanken sind nach wie vor jenseits des Kanals und sie sonnen sich gewissermaßen in der Erinnerung an die Erbfeindschaft und die Revanche. Sie glauben felsenfest an den Sieg Englands, obwohl sie selbst zugeben müssen, daß die Wahrscheinlichkeit hierfür von Tag zu Tag geringer wird. Sie können und wollen aber nicht anders und bezweifeln demgemäß auch die Ehrlichkeit der offiziellen Persönlichkeiten und Repräsentanten des heutigen Frankreichs. In dieser Auffassung werden sie dadurch bestärkt, daß die Personalpolitik mancher Amtsstellen ihren Anschauungen Recht zu geben scheint, werden doch oft die Elemente bevorzugt, die dem Reich alles andere als sympathisierend gegenüberstehen. Das wundert einen denn auch nicht weiter, wenn man weiß, daß die Berichte deutschfeindlicher Agenturen, wie Reuter, nach wie vor äußerst gefragt sind und in Presse und Rundfunk tonangebend sind bzw. groß herausgestellt werden.

Ueber diese Wunschträume und über alle Haßorgien, die hier und da zu vergiftenden Einzelaktionen und Zwischenfällen geführt haben und vielleicht noch führen werden, triumphiert aber der Wille eines Volkes, das entschlossen ist, diesem Europa mit oder gegen seinen Willen das Gesicht eines Kontinents zu geben, der den Anfeindungen anderer Erdteile gewachsen ist, um sich im Existenzkampf zu Nutz und Frommen aller beteiligten Völker zu behaupten. Es geht nicht um Einzelschicksale, sondern um die Gestaltung und das Glück Europas, zu dem man nicht nur Menschen, sondern oft auch Völker gegen ihren Willen, genau wie in einer großen Familie, zwingen muß.

Das Chaos in Moskau

Flüchtlinge berichten aus der sowjetischen Hauptstadt

. . 14. Nov. (PK.) In klaren Nächten sehen wir am östlichen Horizont die rote Glut der Brände und Feuer, die Nacht für Nacht und neuerdings auch am Tage, die Bomben unserer Flieger verursachen. So hat Stalin sich seinen Krieg gegen Europa nicht gedacht. Statt daß die von ihm organisierten und bewaffneten bolschewistischen Horden in den europäischen Städten hausen, steht die deutsche Wehrmacht vor den Toren Moskaus, sind seine Divisionen zu Hunderten zerschlagen, haben Millionen von Bolschewisten ihr Leben verloren und andere Millionen befinden sich in unserer Gefangenschaft. Das Ende der bolschewistischen Herrschaft ist nicht mehr aufzuhalten, es kann höchstens noch um eine kurze Zeit hinausgezögert werden.

Wir haben in diesen Tagen die Erzählungen zahlreicher Flüchtlinge gehört; wir haben die Aussagen zahlreicher Gefangener aufgezeichnet, die alle erst kürzlich die sowjetische Hauptstadt verließen. Und wenn man alle diese Aussagen zusammennimmt, wenn man selbst mit einer gewissen Skepsis so manche Aussage bewertet, so zeichnet sich doch aus allen ein einheitliches Bild ab, ein Bild des Chaos, eines führerlosen Durcheinanders, das in dem Herz der versinkenden bolschewistischen Macht herrscht.

Die 27jährige Kellnerin Ch., die vor rund 14 Tagen noch mit dem Zuge nach Westen die Hauptstadt verließ und in einem kleinen Städtchen das wenige Tage später in die Hände unserer Truppen fiel, Zuflucht suchte, war vordem neun Jahre in Moskau beschäftigt. Sie berichtete: Als der Krieg begann, setzte sofort eine Flut von Massenversammlungen ein, in denen über die Kriegführung der Deutschen die wildesten Greuel erzählt wurden. Sie schlügen alle tot, schändeten die Frauen und Mädchen — und das waren noch die einfachsten Beschimpfungen. Dagegen wurde die ganze Arbeiterschaft aufgefordert, Kriegsanleihe zu zeichnen. Es wurde ein Satz festgelegt, der dann gleich von dem ohnehin schon kargen Lohn des bolschewistischen Arbeiters abgezogen wurde. Die Frauen und Kinder der „Höhergestellten" — sprich der Juden und sonstigen bolschewistischen Bonzen — wurden gleich nach Kriegsbeginn evakuiert. Die Leiter der Fabriken verließen nach Bestellung eines Vertreters schon bald die Hauptstadt, um sich selbst in Sicherheit zu bringen, und überließen ihre Werke und Arbeiter dem Schicksal.

Die Arbeiterschaft in Moskau selbst war schon seit Jahren mit ihrem Los nicht zufrieden. Und wenn sie jetzt zur Verteidigung dieses Regimes aufgefordert ist, so tut sie es zumeist nur unter dem Druck und unter der Furcht vor den Kommissaren. Es waren große Lebensmittellager in Moskau. Aber der Arbeiter war vielfach für seinen kargen Verdienst nicht in der Lage, die ihm nach den Karten zustehenden Lebensmittel zu kaufen, während die Funktionäre dieses Regimes natürlich in dieser Beziehung keinerlei Schwierigkeiten kannten, zumal sie alles in größeren Mengen und zu billigeren Preisen erhielten.

Die deutschen Luftangriffe auf Moskau haben jedesmal sehr viele Opfer gefordert. Die Luftschutzräume genügten gar nicht den Anforderungen, ebenso die Verkehrswege, so daß auch die anfangs wenigstens einigermaßen gesicherte Ernährungslage sich bereits in katastrophaler Weise zu verschlechtern begann. Der Gesamteindruck in Moskau sei der eines wilden, führerlosen Durcheinanders.

Diese Aussagen decken sich mit denen zahlreicher Gefangener und einiger weiterer Flüchtlinge aus Moskau. Aus ihren Aussagen ergibt sich noch eine Abrundung und Steigerung des Gesamtbildes, und es zeigt sich, daß das allgemeine Durcheinander bis zu einem Stadium sich entwickelt hat, wo man nur noch von einem Chaos in Moskau sprechen kann. Die Rüstungsfabriken sind stillgelegt, die Maschinen und Werkzeuge werden ausmontiert und sollen mit der Bahn weiter nach Osten geschafft werden. Die Arbeiter sind ohne Arbeit und erhalten keinerlei Unterstützung. Nur noch ganz notdürftig können sie ein erbärmliches Dasein fristen. Der allgemeine Verkehr ist völlig durcheinandergeraten. Durch Luftangriffe wurden nach Osten führende Brücken vernichtend getroffen. Die großen Verkehrsverbindungen nach Osten sind unterbrochen. Die Maschinen, die nach Osten transportiert werden sollten, stehen auf den Fabrikhöfen oder sind schon auf Güterwagen verladen, können aber infolge der zerstörten Brücken nicht mehr weggeschafft werden. Durch die täglichen deutschen Luftangriffe wird die Lage der Stadt immer katastrophaler. Nur noch wenige hohe Parteifunktionäre sind in der Stadt, die sich mit Hilfe der GPU. noch einigermaßen durchsetzen.

Die allgemeine Parole lautet: Jeder verlasse Moskau, wohin er kann. Die Zivilbevölkerung wird zwangsevakuiert, d. h. vor allem Frauen und Kinder werden in die bereitstehenden Züge gejagt, aus der Stadt herausgefahren, irgendwo draußen abgesetzt — zumal ja die Züge infolge der Brückenzerstörungen nicht mehr weit kommen — und ihrem Schicksal überlassen. Die Bevölkerung befolgt jedoch kaum die Anordnungen der Behörden und nur der verläßt die Stadt, der direkt dazu gezwungen wird. Die Masse sucht überall Unterschlupf und wartet darauf, daß sie durch die Brechung der bolschewistischen Herrschaft in Moskau von einem ungeheuren Druck und der Not des Krieges befreit wird. Es ist ein erschütterndes Bild, das von den Moskau-Flüchtlingen durchweg bezeichnet wird. Reite sich, wer kann! — Das ist die Parole in Moskau.

Kriegsberichter Heribert von Hauth

Dicht vor Kertsch

Bombenangriffe auf die flüchtenden Sowjets – Zwei Transporter versenkt

Aus dem Führerhauptquartier, 14. Nov. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Auf der Krim stehen unsere Truppen dicht vor Kertsch. Stadt und Hafen liegen unter dem beobachteten Feuer deutscher Artillerie. — Die Luftwaffe setzte Küstenbatterien bei Sewastopol durch Bombenvolltreffer außer Gefecht, zerstörte wichtige militärische Anlagen im Hafen und beschädigte zwei größere Frachter. Weitere Luftangriffe richteten sich gegen die aus Kertsch flüchtenden Truppen. Kampfflugzeuge versenkten hierbei zwei Transporter mit zusammen 5500 BRT. — Auch an den übrigen Abschnitten der Ostfront wurden örtliche Kampferfolge erzielt.

Im Seegebiet um England beschädigten Kampfflugzeuge, die zu bewaffneter Aufklärung eingesetzt waren, südlich Lowestoft ein größeres Handelsschiff und bombardierten mit guter Wirkung Werften sowie Versorgungsbetriebe des Hafens Falmouth.

In Nordafrika zerschlugen Sturzkampfflugzeuge britische Bunkerstellungen bei Tobruk.

Einzelne feindliche Flugzeuge warfen im östlichen Reichsgebiet eine geringe Zahl von Sprengbomben. Die Zivilbevölkerung hatte Verluste an Toten und Verletzten.

Großer Sowjettransporter gesunken

Stockholm, 14. Nov. Ein großes Sowjetisches Transportschiff geriet am 12. November auf seiner Fahrt nach Kronstadt im Finnischen Meerbusen in eine Minensperre. Kurz darauf lief das Schiff auf eine Mine, die es auseinanderriß. Nach der ungeheuren Detonation sank der sowjetische Transporter in wenigen Minuten.

Litwinow-Finkelsteins Flugzeug überfällig

Newyork, 14. Nov. Das Flugzeug, in dem der Jude Litwinow-Finkelstein die Reise von Kuibyschew nach Teheran angetreten hat, ist nach einer United-Preß-Meldung aus London seit zwei Tagen überfällig.

Aus einer gleichlautenden Associated-Preß-Meldung geht hervor, daß sich an Bord des Flugzeuges auch der USA.-Botschafter bei den Sowjets, Steinhardt, sowie der Beauftragte des britischen Informationsdienstes, Sir Walter Monckton, und ein oder zwei weitere hohe britische Beamte befinden.

Islands „Schutz"

Junger isländischer Fischer von USA-Besatzungssoldaten auf der Insel Island erschossen

Newyork, 14. Nov. United Preß meldet aus Reykjavik:

Die USA-Militärbehörde auf Island gab bekannt, daß am vorigen Sonnabend ein junger isländischer Fischer von zwei USA-Marinesoldaten im Verlaufe eines Streites vor einem Restaurant erschossen worden ist. Der 22jährige Isländer namens Thordur Sigurdson hat einen tödlichen Schuß in den Magen bekommen. Der Vorfall verursachte stärksten Unwillen unter der isländischen Bevölkerung. Die Zeitungen forderten die Inselbevölkerung in Leitartikeln auf, die USA-Soldaten zu meiden, um weitere Zwischenfälle zu verhindern.

Den Haag. Drei englische Flugzeuge griffen ein friedliches Fischerboot aus Ijmuiden in der Nähe der holländischen Küste an und brachten es zum Sinken, wobei drei Fischen das Leben verloren.

Abstimmung unter Druck

18 Stimmen Mehrheit für Revision des Neutralitätsgesetzes

Washington, 14. Nov. Das Repräsentantenhaus hob am Donnerstag die Bestimmung des Neutralitätsgesetzes, die den USA.-Schiffen das Anlaufen von Kriegszonen verbietet, mit 212 zu 194 Stimmen auf.

*

Mit nur 18 Stimmen Mehrheit ist das Repräsentantenhaus dem Antrag Roosevelts gefolgt und hat den letzten Rest des Neutralitätsgesetzes aufgehoben. Die Freude der Kriegshetzer ist groß. Die Londoner „Daily Mail" spricht von einem „Sieg" für die Sache der Freiheit. Die Abstimmung sei eine logische Folgerung der Rooseveltschen Entschlossenheit. Hierin hat das Blatt Recht. Roosevelt war zu allem entschlossen. Er hat kein Mittel unbenutzt gelassen, eine Mehrheit bei der Abstimmung zu erreichen. Man kann nicht zweifeln, daß er das Ergebnis als Mandat auffassen wird, seinen Wettlauf hinter dem Krieg verstärkt fortzusetzen. **Aber er kann nicht behaupten, das nordamerikanische Volk geschlossen hinter sich zu haben. Denn seine Mehrheit beträgt nicht einmal die Hälfte aller Mitglieder des Repräsentantenhauses. Und dabei ist sie zustande gekommen nur durch unanständigsten Druck auf den überlegenden und verantwortungsbewußten Teil der Abgeordneten — den Roosevelt und Hull sogar persönlich anwandten — und durch übelste Aufputschung politischer Leidenschaften.**

Bis zur letzten Stunde war der Ausgang der Abstimmung ungewiß. Da machte Roosevelt einen großangelegten letzten Versuch, die Abgeordneten zu beeinflussen. Er richtete an den Sprecher des Repräsentantenhauses ein Schreiben, das von diesem dem Haus bekanntgegeben wurde. Darin erklärte Roosevelt, die Nichtannahme der Abänderung des Neutralitätsgesetzes würde Deutschland und andere Angreifernationen in ihren aggressiven Maßnahmen und Absichten ermuntern, während gleichzeitig die Wirkung auf das britische Imperium, China und die Sowjets entmutigend sein müßte. Würden die hemmenden Klauseln des Neutralitätsgesetzes nicht widerrufen, so löse das bei den Achsennationen Freude aus.

Auch Außenminister Hull griff mit seinem Schreiben an den Demokratenhäuptling des Abgeordnetenhauses ein. Er bezeichnete die Abänderung des Neutralitätsgesetzes als notwendig für die Sicherheit der USA. Amerika müsse die Freiheit haben, die USA.-Schiffe zu bewaffnen und diese zu Nationen zu schicken, die der Bewegung der Welteroberung Widerstand leisteten.

Bei diesem offiziellen Druck hat Roosevelt es nicht bewenden lassen. Lange vor der Abstimmung setzte er alle Hebel in Bewegung. Es begann ein übler parlamentarischer Kuhhandel, wie er typisch ist für die sogenannte amerikanische Demokratie. Als eine Nation von freien Menschen haben wir die große Aufgabe übernommen, unsere Verteidigung gegen alle auszubauen, die unsere Art zu leben bedrohen, hatte der Präsident am gleichen Tage in einer Kundgebung an die Gouverneure der Neu-England-Staaten gesagt. Der unverschämte Schwindel mit der Neutralitätsabstimmung liefert einen neuen Beweis dafür, was man in

(Schluß nächste Seite)

Bevölkerungsstudien im Sowjetparadies

Berlin, 14. Nov. Ein Sachverständiger, der zwei Monate im Osten die Verhältnisse des besetzten Gebietes studierte, erklärte nach seiner Rückkehr: Die Bevölkerung, die seit fast einem Vierteljahrhundert unter dem bolschewistischen Regime lebe, ist durch den Feldzug zum ersten Male in eine Berührung mit Europa getreten. Das von der bolschewistischen Agitation systematisch verbreitete Mißtrauen ist schnell geschwunden. Auf Grund alter Erinnerungen, die jetzt durch die deutschen Waffenerfolge als richtig erkannt werden, hält die Bevölkerung die Deutschen für überlegen. Durch die eigene Regierung ist die Masse der Bevölkerung so schlecht behandelt worden, daß sie an der Sowjetmacht in keiner Weise hängt. Die bolschewistische Regierung wird immer noch als eine usurpatorische empfunden; irgendwelche gefühlsmäßigen Bindungen, Tradition, Treue zu etwas Angestammtem fehlen völlig. Es heißt immer: Die Roten oder die Bolschewiken, fast niemals die Russen oder die Unsrigen. Diese Aeußerungen erfolgen so selbstverständlich und so allgemein, daß sie wörtlich genommen werden dürfen. Durch die Not der letzten 25 Jahre ist das Volk innerlich so heruntergekommen, daß sein ganzes Denken und Trachten nur noch um die Befriedigung der allerprimitivsten Lebensbedürfnisse kreist. Erstaunt sieht deshalb die Bevölkerung, daß sowohl die Wehrmacht wie auch die nachrückenden militärischen und zivilen Dienststellen sich ehrlich bemühen nicht nur die Schäden des Krieges, sondern auch die viel tiefer gehenden Schäden des jetzt zusammengebrochenen Sowjet-Systems zu heilen; denn sie sind dem Gedanken ganz entwöhnt, daß eine Verwaltung es gut mit der Bevölkerung meinen kann und nicht nur darauf erpicht ist, möglichst viele Erträge aus ihr herauszupressen. Es ist deshalb ein Gefühl der Dankbarkeit aufgekeimt.

Backwunder
Reese-Gesellschaft Hameln

auch
ren bekannt
Form von
h-Beeren
„jünger"
ack- und
chfrei.
In Apotheken u. Fachdrogerien
ün-weiße Packung!

Kleinanzeigen

Altwarenverkäufe und Kaufgesuche Stellenangebote und -Gesuche Wohnungsangebote und -Gesuche sowie sonstige Kleinanzeigen wirken am besten in der Heimatzeitung!

...ie eisernen Sparkonten seiner ...eder geführt werden, abzu... ...ebsführer ist für die richtige ...behaltenen Sparbeträge an ...dem Reich gegenüber haftbar. ...nen Sparers ist demgemäß ...eich. Das Reich bürgt dafür, ...parer vor Schaden bewahrt

...parguthaben werden verzinst, ...n Höchstzinssatz für Sparein... ...arter zwölfmonatiger Kündi... ...Zinssatz beträgt gegenwärtig

...parguthaben kann, so lange ...t, nicht gepfändet werden. Es ...solche Lohnteile eisern gespart ...gepfändet sind. Es kann also ...ngsverfügung die Möglichkeit ...ens beeinträchtigt werden, es ...urch Pfändung ein Betrag in ...n werden, der bereits eisernes

...nchen Lohn- oder Gehalts... ...der zwar eisern sparen möchte, ...ch hält, daß er in dringenden ...or Beendigung des Krieges ...acht. Für dringende Notfälle ...führungsverordnung Vorsorge

...erne Sparer kann in dringen... ...ragen, daß ihm das eiserne ...reits vor Beendigung des ...r teilweise zurückgezahlt wird.

...g des Kreditinstituts, bei dem ...konten errichtet werden sollen, ...riebsführers. Das Kreditin... ...glichst am Ort der Betriebs... ...d volksnah sein. Jede weitere ...er Betriebsführer. Wer zum ...Zeitpunkt beginnen möchte, ...muß das an einem der nächsten ...Betriebsführer beantragen. ...zu dem die eiserne Sparerklä... ...bzugeben ist, wenn die rechtigung der Sparerklärung mög... ...t der Betriebsführer bekannt. ...rne Sparerklärung, die über ...dem laufenden Arbeitslohn in ...en abgegeben wird, tritt eine ...zum Schluß des gegenwärtig ...vierteljahres ein. Es bleibt ...rer überlassen, ob und in wel... ...im nächsten Kalendervierteljahr will ...e ihren Arbeitslohn monatlich ...erhalten, können eine Sparer... ...fähige Festbeträge aus techni... ...rstmals erst mit Wirkung für ...ar 1942 abgeben. Diese Lohn... ...fänger müssen, wenn sie zum ...Zeitpunkt eisern zu sparen ...serne Sparerklärung spätestens ...1941 abgeben. Der Lohn- und ...r, der seine diesjährige Weih... ...eisern zu sparen wünscht, muß ...tägliche eiserne Sparerklärung ...Woche vor dem Zeitpunkt der ...geben.

...Interesse eines jeden einzelnen. ...en Teil seines laufenden Ar... ...seiner Weihnachtszuwendung ...wendung eisern zu sparen. Er ...nigen Beträgen, die er eisern ...llen Reichssteuern und frei von ...zur Sozialversicherung. Er ...em die Mittel zur Finanzierung ...ungen. Es wird die Zeit kommen, ...Schranken auf dem Warenmarkt ...nd in der Verbrauchsgüter für ...rf in größeren Mengen zur Verfügung ...erden, als jemals zuvor.

Emil Reuber, Lippstadt; verantwortlich für den heimatlichen und Anzeigenteil: ...Büren; Verlag und Druck: C. Jos. ...mann, Lippstadt. ...ste Nr. 8 vom 1. Jan. 1941 gültig.

...einverteiler die bezogenen Waren ...en abgegeben haben. Verstöße ...emäß der Verbrauchsregelungs...

...1.

Der Landrat.

— Ernährungsamt, Abt. B. —

Helfer und Helden

. . ., 14. Nov. (PK.) Die Panzerabteilung ging gegen den Waldrand vor. Aus dem Buschwerk und Geäst funkte es uns lebhaft entgegen. Auch aus der Bachmühle vor dem Walde knallte es ganz gehörig. Dazwischen platzten vor und hinter uns die Einschläge der feindlichen Artillerie.

Es fiel mir auf, daß ein leichter Panzer, von einem gepanzerten Mannschafts-Transportwagen begleitet, ständig neben dem Befehlspanzer fuhr. Als wir nun im Gefecht hielten, blieben auch die beiden Fahrzeuge in der Feuerlinie stehen, ohne selbst zu feuern.

Neben unserem Panzer lag ein leicht verwundetes Pferd von einer feindlichen Artillerieabteilung. Es konnte sich nicht erheben, da seine Packlast sich in der Wagendeichsel verstrickt hatte. Ich stieg ab, um die Stränge durchzuschneiden. Bei dieser Gelegenheit sah ich, daß sich einige Verwundete, Kameraden und Sowjets, bei dem kleinen Panzerwagen angesammelt hatten. In ihrer Mitte stand ein Oberstabsarzt. Den Rock mit den beiden Kreuzen geschmückt, ging er mitten im Geschoßhagel ruhig seiner Pflicht nach. Nun sah ich, daß der leichte Panzer und der gepanzerte Mannschaftstransportwagen seine Sanitätsfahrzeuge waren. Er hatte sich jetzt im rechten Winkel zueinander aufgestellt, so daß die Verwundeten dahinter Schutz fanden.

Mit ruhiger Hand legt er den ersten Verband an; auf seinem gebräunten Gesicht liegen Güte und Entschlossenheit. Vor ihm sitzt blaß und erschöpft ein Schütze. Eine Kugel hatte seinen Stahlhelm durchschlagen und war an der Schädeldecke entlanggefahren ohne eine ernsthafte Verletzung zu verursachen. Freundlich scherzt der Arzt über diesen fabelhaften Glücksfall, indes er mit sachter Hand den Verband anlegt.

In einer kleinen Arbeitspause gelingt es ihm, ihn ein wenig zum Erzählen zu bringen. Staunend erfährt man, wie für unsere Verwundeten schon in der vordersten Linie gesorgt wird. Jede Panzerabteilung des Panzerregimentes hat wie jedes Infanteriebataillon, jede Artillerieabteilung usw. einen Abteilungsarzt und einen Hilfsarzt. Diese haben zur Unterstützung je einen Truppenarzt-Schreiber. Außerdem hat jede Kompanie einen Sanitäts-Unteroffizier und einen Krankenträger. Beim Abteilungsarzt sind weitere neun Krankenträger eingesetzt.

Um die sofortige Hilfe am Kampfplatz und den sicheren Abtransport zu gewährleisten, fährt der Abteilungsarzt im leichten Panzerkampfwagen mit in die vorderste Kampflinie. Mit ihm fährt ein gepanzerter Mannschaftstransportwagen, der zum Krankentransportwagen umgebaut ist. Als Kettenfahrzeug kann er jede Geländeschwierigkeit überwinden, und durch seine Panzerung bietet er ausreichenden Schutz für die Insassen. Der Arzt-Panzer steht durch Funk in Verbindung mit den einzelnen Kompanien und kann so jederzeit herbeigerufen werden.

Im gepanzerten Krankentransportwagen werden die Verwundeten nach erster Hilfe zum Hilfsarzt gebracht. Dieser überprüft nochmals den Zustand der Verwundeten und die Lage der Verbände, leistet erforderlichenfalls weitere Hilfe, kurz, er tut alles, was in dieser Lage zu tun ist. Dann werden die Verwundeten in einen großen Krankenkraftwagen umgeladen und zur vorgeschobenen Chirurgenstaffel dieses Panzerregiments gebracht. Diese versorgt die dringlichen Fälle. Sie ist mit den modernsten Errungenschaften und mit einem vorbildlichen kleinen Operationssaal eingerichtet. Die Leichtverwundeten werden dort in die Fahrzeuge der Sanitätskompanie umgeladen, um die Transportwagen freizubekommen. Sie kommen mit den operierten Schwerverwundeten zum Hauptverbandsplatz, wo sie sachgemäß versorgt werden. Beim Hauptverbandsplatz befinden sich drei Krankenkraftwagen-Züge zu je 15 Wagen, die den weiteren Abtransport der Verwundeten zum Feldlazarett besorgen.

Jede Einrichtung des Sanitätsdienstes entspricht voll und ganz dem Stande der neuesten ärztlichen Forschung. Keine Wehrmacht der Welt sorgt so mustergültig für ihre Verwundeten wie unsere. Abgesehen von unserer anders gearteten Gesamteinstellung liegt der Grund dafür eben darin, daß die anderen Staaten zum Teil noch ihre sanitären Einrichtungen aus dem Weltkrieg benutzen, während wir sie vollkommen neu aufbauen mußten und daher alles auf den modernsten Stand gebracht werden konnte.

Wer den Ablauf der Verwundetenfürsorge vom Einsatz in der vordersten Linie bis zur Abgabe an das Feldlazarett gesehen hat, der hat das beruhigende Bewußtsein: Keine andere Wehrmacht der Welt setzt bessere Männer und bessere Mittel zur Pflege der verwundeten Kameraden ein! Viele Mütter, Frauen und Kinder haben das Leben eines geliebten Angehörigen dieser weitschauenden Fürsorge des Führers zu danken. Unser verwundeter Kamerad aber fühlt sich wunderbar geborgen, wenn ihm mitten im feindlichen Feuer die Hand des Arztes Hilfe bringt.

Kriegsberichter Dr. Scheichenbauer

Abstimmung unter Druck

(Schluß von der 1. Seite)

der verjudeten Roosevelt-Demokratie unter „unsere Art zu leben" versteht.

Die Erkenntnis, daß Roosevelts Pläne höchstens eine knappe Mehrheit finden würden, veranlaßte die USA.-Regierung, den demokratischen Abgeordneten, die schwankten oder sich gar für Ablehnung entscheiden wollten, klar zu machen, daß man bei dieser wichtigsten aller bisherigen Entscheidungen nicht aus der Reihe tanzen dürfe, ohne eine Wiederwahl oder **den Einfluß auf eine fette Pfründe für Freunde oder Bekannte aufs Spiel zu setzen.** Hull, der jahrelang Mitglied des Unterhauses war, gab in der Pressekonferenz zu, daß er persönlich den ganzen Vormittag damit verbracht habe, sich mit seinen Freunden im Abgeordnetenhaus zu unterhalten. Man bezeichnet solche Einflußnahme auf Abgeordnete in USA. als „lobbying", eine Taktik, gegen die sich Hull früher scharf gewandt hat, wenn Gegner seiner Handelsvertragspolitik davon Gebrauch machten. Auch Roosevelt und andere Demokraten waren eifrigst bemüht, eine genügende Zahl von Parteimitgliedern auf „ja" festzulegen.

In einem hundertprozentigen Agitationsartikel in der „Washington Post" versuchte der Jude Lippman den Abgeordneten einzureden, daß die Zulassung des Befahrens der Kampfzonen durch USA.-Schiffe auf die Frage „Krieg oder Frieden" keinerlei Einfluß habe. Bezeichnend ist die Schilderung eines Abgeordneten über die Art und Weise, wie Roosevelt und Hull sich an der Stimmenjagd beteiligten. Das Weiße Haus habe auf verschiedene Abgeordnete starken Druck ausgeübt und habe ihnen Stellen als Richter, Postdirektoren usw. versprochen, wenn sie für die Vorlage stimmten. Roosevelt habe auch den Abgeordneten Casey persönlich empfangen, von dem man befürchtete, daß er eine Gruppe neuenglischer Abgeordneten ins Oppositionslager führen könne. — **Die für das USA.-Volk so ungeheuer wichtige Abstimmung ist also unter völlig unwürdigen Begleitumständen vor sich gegangen. Sie war ein typischer Ausdruck der unter dem Roosevelt-Regime eingerissenen Unmoral und der Zersetzung des nordamerikanischen Apparates. Ganz und gar nicht gibt sie ein Abbild der wirklichen Stimmung des USA.-Volkes, mag sich die agitatorische Vernebelung auch noch so ausgedehnt haben. Aber wieder einmal sind das Machtstreben des Judentums und die Hörigkeit weitester maßgebender Kreise der nordamerikanischen Plutokratie klar zum Ausdruck gekommen. Die von Roosevelt mit äußerstem persönlichen Einsatz erkaufte Antineutralitätsabstimmung ist der letzte Schritt einer geheimen Konspiration zwischen den beiden Kriegstreibern Churchill und Roosevelt.**

Churchill wurde dieser Tage von einem oppositionellen Abgeordneten im Parlament beschuldigt, seiner Zeit, als er noch Marineminister war, hinter dem Rücken des damaligen Premiers Chamberlain an Roosevelt gekabelt zu haben, wodurch er sich strafbar gemacht habe. Churchill habe sich, um die Zensur zu umgehen, der Vermittlung eines Angestellten der Londoner USA.-Botschaft bedient. Die Washingtoner Zeitung „Times Herald" bezeichnet diese Enthüllungen als sensationell. Nach diesem Blatt ist ihm von Roosevelt in dem geheimen Telegrammwechsel aktive USA.-Hilfe versprochen worden.

Roosevelt stand also schon damals hinter Churchill und die Bedeutung jener (gestern im „Patriot" veröffentlichten) Aeußerung des Juden Mirelman wird klar, daß England nur den Krieg der Juden führt.

Tapfere Unteroffiziere des Heeres

Soldatische Auslese im Ostfeldzug

(Von besonderer Seite wird uns geschrieben:)

Der weite Raum, in dem sich der Feldzug im Osten abspielt, bringt es häufig mit sich, daß kleine Gruppen auf sich gestellt selbständige Entschlüsse fassen müssen, die weit über ihren unmittelbaren Bereich hinaus bedeutungsvoll für das Kampfgeschehen werden können. In solchen Lagen bewährt sich immer wieder der deutsche Unteroffizier, oft auch der einfache Soldat als tapferer und umsichtiger Führer. Immer wieder zeigt es sich dabei, daß die Grundlage der Erziehung und Ausbildung im deutschen Heer die Entwicklung des Einzelkämpfers ist, der nicht nur diszipliniert und einsatzbereit ist, sondern selber denkt, der der militärischen Führung innerlich zu folgen, und wenn einmal in kritischer Lage kein Befehl vorliegt, in ihrem Sinne entschlossen zu handeln vermag. Aus dieser Masse von Einzelkämpfern werden die zur Führung Befähigsten zu Unteroffizieren befördert. Die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges, besonders des Ostfeldzuges, haben gezeigt, daß die Grundsätze, nach denen die Auslese des Unteroffizierkorps erfolgt, richtig sind, daß der deutsche Unteroffizier nicht nur die Fähigkeit hat, seine Untergebenen zu höchstem Einsatz mitzureißen, sondern daß auch über ihren Befehlsbereich hinaus ein ausgeprägtes Verständnis für die taktische Lage haben.

Am 9. September ist der Zug des Feldwebels H. beim Sturm auf den äußeren Befestigungsgürtel von Leningrad zum Aufrollen des hinter einem Panzergraben und Bunkern verschanzten Feindes angesetzt. Drei Bunker sind genommen, da sieht H. sich plötzlich erneut einem sehr stark ausgebauten und besetzten, zudem durch ein Minenfeld gesicherten Stellungswerk gegenüber, von dem aus der Feind die rechte Flanke der Kampfgruppe beherrscht und das Vorkommen des rechten Nachbarregiments verhindert. Ohne Zögern faßt Feldwebel H. den Entschluß, das Werk zu stürmen, reißt seine Leute trotz stärksten Abwehrfeuers über das Minenfeld vor und bricht an der Spitze seines Zuges in die bolschewistische Stellung ein. In hartem Grabenkampf wird der erbittert kämpfende Feind vernichtet und verliert 85 Tote und 59 Gefangene; 4 Geschütze, 8 schwere Granatwerfer und 35 MGs sind die Beute, aber weit schwerer als der personelle und materielle Verlust der Sowjets wiegt, daß durch diese kühne Tat ein Hauptstützpunkt des Feindes niedergekämpft, den eigenen Truppen der weitere Vorstoß ermöglicht ist.

Im gleichen Tag droht der Angriff eines Bataillons derselben Division im dicht vermin-ten Waldgelände durch Flankenfeuer aus einer stark ausgebauten und verdrahteten Feldstellung vorübergehend ins Stocken zu kommen. Ein Zugführer fällt aus. Der Unteroffizier Z. übernimmt ohne Zögern an seiner Stelle das Kommando und faßt in rascher Erkenntnis der Lage den Entschluß, das Flankenfeuer auszuschalten. Er unterstellt sich einem Panzer, bricht unter dessen Feuerschutz nach hartem Handgranatenkampf mit seinem Zug in die bolschewistische Stellung ein, rollt sie auf und stürmt einen Bunker. Obwohl schwer verwundet, gibt Z. seinen Leuten noch die notwendigen Befehle für die Weiterführung des Stoßes und veranlaßt die Meldung an seinen Kompanieführer. Eine Bresche ist in die Sowjetstellung geschlagen, dem Bataillon der Weg zu weiterem Angriff frei.

Am gleichen Tage kämpft links davon ein Infanterieregiment bei Nutalüla um den Einbruch in die äußere Befestigungslinie Leningrads. Die beiden vorderen Züge der ersten Kompanie liegen vor Bunkern und Feindstellungen fest. Da erkennt rechts davon der Oberfeldwebel B., der sich am Abend vorher bei einem Spähtrupp genaue Kenntnis des Geländes verschafft hat, den richtigen Zeitpunkt für den Angriff und stürmt ohne einen Befehl abzuwarten, vor. Trotz heftigen Flankenfeuers bringt er seinen Zug richtig nach vorn, bricht in die Stellung der erbittert kämpfenden Bolschewisten ein und rollt sie, seine Infanteristen von Bunker zu Bunker mit sich fortreißend, auf; 2 Geschützbunker mit gepanzerten 7,1 cm-Geschützen, darunter ein zweistöckiger, 10 MG-Bunker und 30 kleinere Bunker werden genommen, 68 Gefangene gemacht. Auf Grund dieses Erfolges können Teile zweier Bataillone tief in den Rücken des Feindes durchbrechen; das feindliche Stellungssystem wird an dieser Stelle so schwer erschüttert, daß schon am nächsten Tage die beherrschende, stark ausgebaute Höhe bei Duderhof gestürmt werden kann. Auch hier dringt Oberfeldwebel B. an der Spitze seines Zuges in die Höhenstellung ein und erreicht ohne Rücksicht auf die bedrohten Flanken den Höhenkamm, wo er die noch besetzten Feindstellungen aushebt.

Am folgenden Tag, dem 11. September, wird um die Höhe 167 ostwärts Duderhof gekämpft. Der Unteroffizier F. führt einen Stoßtrupp einer Panzerpionierkompanie und erkennt plötzlich kurz vor sich ein schweres feindliches Schiffsgeschütz, das die Bolschewisten abmontiert und in das Befestigungssystem Leningrads eingebaut haben. Die Bedienungsmannschaft wird mit MG.-Garben niedergehalten, als erster springt F. auf das Geschütz und nach kurzem Nahkampf werden die Bedienungsmannschaften gefangen. Nun richtet F. das eben erbeutete Geschütz gegen die Sowjets und beschießt damit die zurückgehenden Feindkolonnen, bis die gesamte Munition aufgebraucht ist.

In der Nacht vom 12. zum 13. September erhält Unteroffizier F. den Auftrag, die Bahnlinie westlich Djetskoje Sjelo zu sprengen. Mit zwei Mann schleicht er sich durch die dichte feindliche Sicherung — 50 Meter tief gestaffelte Infanterie mit Panzern — erreicht ungesehen das Bahngelände und führt die Sprengung durch. Ohne entdeckt zu werden, schlängelt sich der kleine Trupp nach vollzogenem Auftrag wieder zurück.

Am anderen Morgen greifen die Bolschewisten mit 52 to-Panzern an. Einer gelangt bis in die deutsche Sicherungslinie. Die vorhandenen Waffen vermögen ihm nichts anzuhaben. Da nimmt Unteroffizier F. eine geballte Ladung, springt rasch entschlossen auf die Kette des fahrenden Panzers und legt die geballte Ladung auf den Geschützturm. Kaum ist er wieder in Deckung, da detoniert die Sprengmunition und setzt den roten Panzer in Flammen.

Der Gefreite Sch. eines Pionier-Bataillons hat am 27. September beim Kampf um die Halbinsel Sörve, dem südlichsten Ausläufer der Insel Oesel, auf der sich die Bolschewisten im Schutz starker Feldstellungen besonders lange und hartnäckig zur Wehr setzten, mit seinem Flammenwerfer bereits 24 Sowjetbunker teils allein, teils in Zusammenwirken mit der Infanterie, niedergekämpft. Am 29. September liegt der Angriff wieder vor einer starken Bunkerlinie fest. Aus eigenem Entschluß schleicht sich Sch. allein, ohne seinen Flammenwerfer, nur mit Pistole und Handgranaten bewaffnet, durch die feindliche Stellung und greift 5 Bunker von hinten an; dabei setzt er ein MG. außer Gefecht und bringt 12 Gefangene mit zurück. Mit seinem Flammenwerfer unterstützt er dann wieder die Infanterie beim weiteren Angriff, bei dem noch eine größere Anzahl von Bunkern außer Gefecht gesetzt wird.

Jüdische Forderung

Restlose Vernichtung und Ausplünderung des deutschen Volkes

Stockholm, 14. Nov. Der jüdische Chefredakteur des führenden britischen Wirtschaftsblattes „Financial News", Paul Einzig, fordert in einer der letzten Nummern dieses Blattes abermals zur restlosen Vernichtung und Ausplünderung des deutschen Volkes auf für den Fall, daß es England gelinge, in diesem Kriege den Sieg zu erlangen. Einzig erklärt, die Auffassung jener Leute, die auf dem Standpunkt stünden, es könne keinen Wohlstand in Europa und in der Welt geben, wenn er nicht auch in Deutschland zu finden sei, müsse als abwegig bezeichnet werden. Die Hauptsache sei, Sicherheit vor jeder Erhebung des deutschen Volkes zu erlangen. Diesem Gedanken müsse man schließlich auch „einige wenige Jahre des Wohlstandes" opfern. Die amerikanischen und englischen Geschäftsleute müßten einsehen, daß es sich „selbst vom rein geschäftlichen Standpunkt aus nicht lohnt, dem deutschen Volke irgendwelchen Wohlstand zuzubilligen."

Die Vernichtungsabsichten des jüdischen Weltkapitals treten in diesen Ausführungen Einzigs erneut sehr deutlich hervor. Das internationale Judentum hat die Verelendung, ja Auslöschung des deutschen Volkes auf seine Fahne geschrieben.

Beileidstelegramm des Führers

Zum Tode General Huntzigers

Berlin, 14. Nov. Der Führer sandte aus Anlaß des Todes des französischen Kriegsministers, General Huntziger, an den französischen Staatschef Marschall Pétain ein Beileidstelegramm.

Im Namen der Reichsregierung sprach der Reichsminister des Auswärtigen von Ribbentrop dem stellvertretenden französischen Ministerpräsidenten Admiral Darlan ebenfalls telegraphisch sein Beileid aus.

Der italienische Wehrmachtbericht

Erbitterte Kämpfe vor Gondar — Briten verloren 5 Flugzeuge

Rom, 14. Nov. Der italienische Wehrmachtbericht vom Freitag hat folgenden Wortlaut: In Nordafrika Tätigkeit unserer vorgeschobenen Abteilungen an der Front von Tobruk. In den kürzlichen lokalen Kämpfen wurden außer dem dem Feind zugefügten Verlusten zahlreiche Waffen erbeutet. In Ostafrika sind an den Fronten einiger Abschnitte von Gondar erbitterte Kämpfe im Gange. Die deutsche Luftwaffe bombardierte Ziele von Tobruk. An der Front von Sollum wurden zwei feindliche Flugzeuge abgeschossen; zwei weitere stürzten brennend ab. Eines von ihnen wurde von der Bodenabwehr von Bengasi während eines Einfluges getroffen, der einige Verluste unter der mohammedanischen Bevölkerung verursachte, das andere wurde im Kampf mit einem unserer Aufklärungsflugzeuge über Giarabub abgeschossen. Ein fünftes britisches Flugzeug, das von unserer Abwehr an der Küste der Marmarica zur Landung gezwungen wurde, ist mit der aus drei Offizieren und drei Unteroffizieren bestehenden Besatzung unbeschädigt in unsere Hände gefallen.

Die Beine der Ballettmädchen

Sinnige Unterhaltungen für Englands Plutokratensöhne – Weit vom Schuß

Genf, 14. Nov. In einer der letzten Nummern der englischen Zeitschrift „Picture Post" findet man mitten zwischen Aufnahmen von Flugzeugen und von prominenten englischen Persönlichkeiten ein neckisches Bild: Auf einem breiten, baldachinüberspannten Bett liegen verführerisch hingegossen drei hübsche, äußerst sparsam bekleidete Mädchen, die je ein seidenbestrumptes Bein in die Luft strecken. Am Fußende des Bettes liegen einige kleine Reifen, mit zierlichen Seidenschleifen geschmückt. Man wundert sich, was diese Szene unter den mit den Kriegsereignissen in Zusammenhang stehenden Bildern zu tun hat, und man denkt zunächst an ein Versehen der Schriftleitung. Die Unterschrift bringt jedoch die Aufklärung:

„Diese Mädchen liegen da, um zum Siege mitzuhelfen! Es gibt viele Wege zur Mitarbeit an den Kriegsanstrengungen. Einen davon gehen die Rüstungsarbeiter. Einen anderen die Ballettmädchen von Newyork. Sie bildeten die Hauptattraktion einer „Englandhilfe-Party", an der viele amerikanische Finanzleute und eine Reihe Evakuierter aus der englischen Gesellschaft teilnahmen. Die Mädchen hoben ihre seidenbestrumpften Beine, um Geld für die britische Luftwaffe zu sammeln. Ein Wurf mit dem Reifen auf die Beine der Mädchen kostete 20 Cent. Es wurden insgesamt 200 Dollar zusammengebracht."

Es ist besonders interessant, zu erfahren, auf welche Art und Weise die englischen Plutokratensöhne, die sich rechtzeitig nach den USA. in Sicherheit gebracht haben, an den „Kriegsanstrengungen" teilnehmen, während ihre vom Schicksal minder begünstigten Landsleute täglich ihr Leben riskieren müssen.

Das ist Roosevelt-Amerika!

Genf, 14. Nov. Roosevelt hat den Geheimdienst mit der ständigen Ueberwachung seiner Schwiegertochter und ihres 16 Monate alten Sohnes beauftragt, meldet „Daily Mail" aus Newyork. Mit den Schutzmaßnahmen sind Angestellte des Schatzministeriums der USA betraut worden, das über schwerbewaffnete Mannschaften für die Durchführung von Geldtransporten verfügt. Der Präsident entschloß sich zu diesem auffallenden Schritt, weil ihm Versuche des Kindesraubes an seinem Enkel zu Ohren gekommen sein sollen.

Kindesraub ist ein typisch nordamerikanisches Gangsterverbrechen. Roosevelt, der sich die Weltherrschaft anmaßen möchte, hat im eigenen Lande hinreichend dringliche Ordnungsaufgaben.

Nach Gangstermanier

Genf, 14. Nov. „Jeder körperlich geeignete Engländer beiderlei Geschlechts sollte wissen, wie man Deutsche tötet. Darauf allein kommt es an." Diesen schönen „menschlichen" Ausspruch prägte der Heimwehrkommandant des englischen Informationsministeriums, Major Donald Anderson, der nach einem Bericht der „Daily Mail" die Ausbildung der weiblichen Angestellten des Informationsministeriums im Gebrauch von Pistolen, Gewehren und sogenannten Tommy-Büchsen übernommen hat.

Immer wieder Abstürze von USA-Militärflugzeugen

Newyork, 14. Nov. Wie Associated Preß aus Palmspringe (Kalifornien) meldet, ist ein Jagdflugzeug der USA-Armee über der Wüste abgestürzt und explodiert. Ferner stießen bei Montgomery (Alabama) zwei Militärflugzeuge während eines Manövers zusammen. Zwei Kadetten der Luftwaffe wurden getötet.

Bukarest. König Michael I. hat Generalfeldmarschall Keitel das Großkreuz des Ordens „Stern Rumäniens" verliehen. Die Presse brachte ausführliche Würdigungen der Persönlichkeit des Generalfeldmarschalls.

Der illustrierte Sonntag

Nummer 46 — Sonntag, den 16. November 1941 — 10. Jahrgang

Italienische Villen, Gärten und Wasserkünste

Von Dr. Grete Laumanns

Dem Reisenden, der die Halbinsel Italien von Norden kommend südwärts hinabfährt, muß immer wieder das erstaunliche Nebeneinander von strenger Beherrschung der Landschaft und ihrem holden natürlichen Liebreiz auffallen. Wohl nie lag es in der Natur des Südländers, sich von der Schönheit seiner Heimat — im romantischen Sinne — überwältigen zu lassen. Auf dem Weg über die Form vermochte er sich stets des Elementaren wieder zu versichern. Fels und Gewässer, Wald und Wiese liebt er, indem er sie künstlerisch und technisch seinen Werken dienstbar macht. Und daher ist Italien das Land der Villen, Parks und Brunnenwunder.

Natur und Kunst in ihrem Zusammenwirken schufen den Ruhm solcher Landstriche wie die der oberitalienischen Seen. Von Como kommend fährt mein Schiff den See hinauf, den Vergil den Larius nannte und bei dessen Anblick er ausrief: „Questa è l'Italia!". Breit liegt der Comersee im Lichtglanz vor mir. Ein leises Wehen in der Mitte kräuselt den graublauen Spiegel und macht seine herbe Schönheit lebendig. Vor der unabsehbaren Kette der zackigen Felsen sonnen sich friedliche Ortschaften. Was aber die Ufer des Sees zu einem Zaubergarten macht, sind die kunstvollen, schattigen Parks mit zahllosen Villen inmitten, in denen Dichter sangen, schöne Frauen liebten und Fürsten Ruhe suchten in der reinen Schönheit ihrer Umgebung.

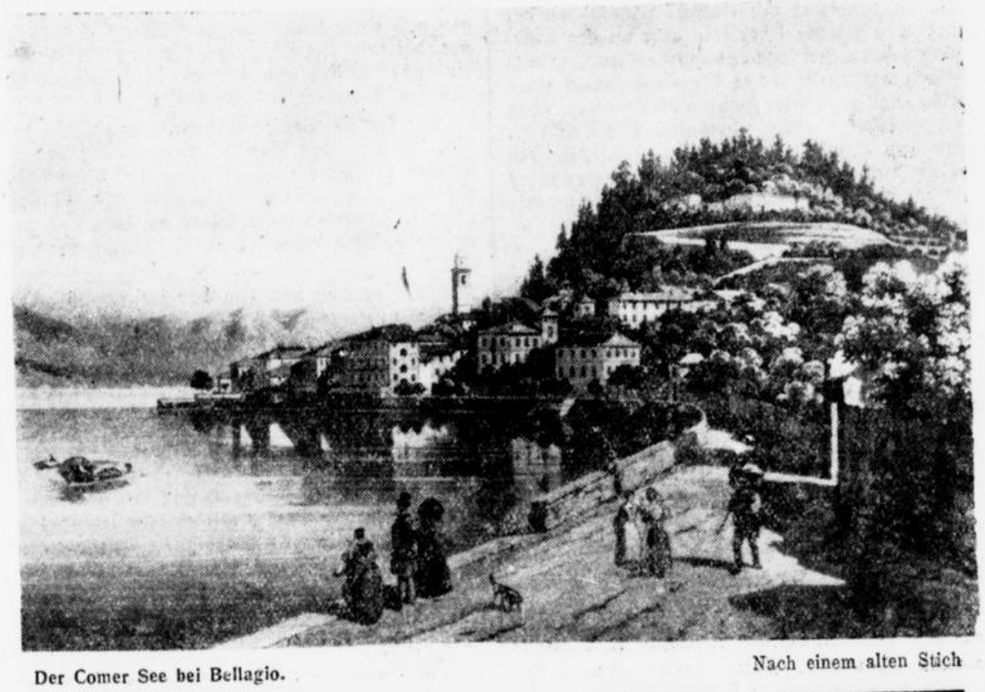
Aus schattiger, immergrüner Bucht leuchtet die Villa Pliniana, deren antiken Brunnen schon beide Plinius beschrieben, die unsern von hier, im Marmordom von Como, ein würdiges Grabmal fanden. Rossini und der Dichter Foscolo lebten in der Villa, die in der Zeit der Renaissance errichtet wurde.

Am andern Ufer fällt terrassenförmig der Garten der Villa Carlotta, die Bellagio gegenüberliegt, mit seiner üppigen Vegetation bis zu dem Comersee herab. Auf jeden Menschen, der empfänglich ist für Schönheit, muß der Gegensatz in der freien Natur draußen zu diesen italienischen Garten von tiefem Eindruck sein. Die großen Azaleen, Rhododendronhecken und Palmen, überschattet von Zypressen, Nußbaum und Kastanie mit prächtigen Blumenbeeten und Fontänen sind eine Anlage von architektonischer Klarheit in schöner Harmonie zur Villa selbst. Sie erhielt ihren Namen nach einer preußischen Prinzessin Charlotte, der Gattin des Fürsten von Sachsen-Meiningen, in deren Besitz das Landhaus überging.

Tivoli, das antike Tibur, diese erhaben heitere Villenstadt im Sabinergebirge bei Rom, benutzten schon die römischen Kaiser zum Aufenthalt in den heißen Monaten. Mäcenas, Quintilius Varus und Horaz hatten hier ihre Sommerhäuser und Parks. Licht rinnt von Tivoli und seinen Rebenhügeln auf die zerstreut liegenden Villen, die silbrigen Olivenwälder und in die Ebene hinab, wo der Aniene in vielen Windungen funkelt. Der Kardinal Ippolito d'Este ließ sich in diesem Städtchen Anfang des 16. Jahrhunderts einen der prächtigsten italienischen Gärten anlegen. Von der Loggia des schlichten Renaissancebaues der Villa d'Este sieht man hinab in den Park und seine lauschigen Gänge mit den Lorbeerhecken, Zypressen, Myrrhen, Kastanien und Eichen. Und überall rauscht das Wasser, das in verschwenderischer Fülle den Park durcheilt. D'Annunzio rühmt es:

„Ewige Nymphe mit tausend Kehlen,
Besingt das Wasser Latiums Ursprung."

Es fließt aus der Quelle in der Villa, strömt sprunghaft hinab auf die Treppen, rinnt Kühlung spendend an ihnen entlang und sammelt sich wieder. Plätschernd in Kaskaden ergießt es sich zum tieferen Laubengang, strömt aus kleinen Springbrunnen, entquillt den Brüsten von Meerweibern und Mäulern von Fabeltieren, bildet gewaltige Wasserfälle über moosigen Grotten und vereinigt sich wieder in Teichen. Mit letzter Kraft wirft sich der Strahl noch einmal in großen Fontänen zum Himmel. — Sicherlich war der Architekt, der hier die Natur den Gesetzen seiner Kunst dienstbar machte, kühl berechnend am Werk. Auch seine Zeitgenossen, die im Park lustwandelten, mögen schwermütigen Naturempfindungen nicht nachgegangen sein. Aber ich empfand im Dämmer der Haine, beim Kichern der Quellnymphen, in das sich das Wispern der Büsche mischte, etwas unheimlich Unwirkliches. Hier könnte noch Pan den Nymphen zum Reigen blasen, hier scheint eine Welt heidnischer Naturgeister heimisch zu sein.



Der Comer See bei Bellagio. — Nach einem alten Stich



Tivoli (Villa d'Este)

*

Zwei Männer – zwei Welten

Eine Begegnung zwischen Leibniz und Zar Peter

Bestrebt, alles Wissenswerte Europas auf seinen Reisen kennenzulernen, traf Zar Peter eines Abends mit dem bereits weltberühmten Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz in Königsberg zusammen. Die Begegnung der beiden Männer verlief in jeder Weise eigenartig und zeigte die Kluft, die damals wie heute den Osten vom Westen trennte.

Der Zar benahm sich dem Geistesheroen gegenüber, als spräche er mit einem Wesen, das halb Narr und halb Lakai war, und erwies sich dabei als ein zwar schlagfertiger, aber auch formloser und unleidlicher Potentat.

Gleich nach der Begrüßung, die ohne Zeugen vor sich ging, erlaubte er sich die gleiche Ungezogenheit wie weiland in Danzig, wo er während eines Gottesdienstes in der Marienkirche dem neben ihm sitzenden Bürgermeister die Allongeperücke entrissen und sie sich, um nicht selber zu frieren, auf den eigenen, dünnbehaarten Kopf gestülpt hatte. Er riß auch Leibniz die wohlfrisierte Zierde vom Haupte und bemerkte ironisch, ein Philosoph müsse einen freien Kopf haben, um denken und sprechen zu können.

Der Weltgewandte quittierte diese Unbeherrschtheit mit diplomatischem Lächeln.

Darauf griff Peter zu einer dickbäuchigen Schnapsflasche, die in Reichweite auf dem Tisch stand. „Trinken Sie, Leibniz!" donnerte er.

Der Denker trank nicht.

Schon brauste Peter auf: „Sie wollen sich das Blut nicht verdünnen?"

„Zu Befehl, Majestät!" erwiderte Leibniz förmlich.

„Was heißt: Zu Befehl?" brummte der Zar unwirsch. „Läßt sich ein Philosoph etwas befehlen? Seine Gedanken etwa? Gedanken sind doch das Besondere, Ureigene eines Philosophen?"

"Gewiß, Majestät."

„Kann man ihnen wie Leibeigenen befehlen?" spann Peter den Faden weiter. Mit diesem Hirnakrobaten, von dem man an den europäischen Höfen so viel Aufhebens machte, gedachte er spielend fertig zu werden. Augenscheinlich ein eitler Hohlkopf, der seine Gedanken spreizte wie ein Pfau sein Gefieder. „Das sind doch wohl Seeleneigene", meinte er lauernd.

Leibniz hob den Blick und sah sinnend ins Kerzenlicht. Dann sagte er mit fester Stimme: „Das Denken müßte preußisch diszipliniert sein."

„Nein, russisch geknutet!" brüllte der Zar und hieb die Faust auf den Tisch. „Russisch geknutet, Herr Philosoph!"

Schweigend erhob sich der Deutsche, verbeugte sich vor dem Herrscher aller Reußen und ging in die Nacht hinaus. Das Zelt der Sterne über sich, gedachte er der Harmonie des Unendlichen, einer Harmonie, die dem Barbaren an der Newa unfaßlich bleiben mußte.

Ernst Hillebrand

Der illustrierte Sonntag
Verlag: C. Jos. Laumanns, Verlagsleiter: Fr. K. Laumanns Hauptschriftleiter: Emil Reuber alle in Lippstadt. — Anzeigenpreis: 8 Pfg. pro 46 mm breite Anzeigenspalte. Anzeigenpreisl. 4 v. 1. 6. 41.

Die hohe Auflage des
„Illustrierten Sonntag"
der jede Woche zwei Tage lang aufliegt und als Sonntags-Beilage besonders gern gelesen wird, garantiert für Ihre Anzeigen beste Wirkung!



ohne Brennschere erzielen Damen, Herren u. Kinder sofort durch mein unschädl. Lockenwasser. Bequeme Anwendung. Schont das Haar. Flasche (monatelang reichend) RM. 1.50 und Porto. 2 Flaschen portofrei.
Frau E. Miehle
Augsburg 8
Schließfach 38/43







Allgemeine Rundschau

Dortmund, 14. Nov. **Neuer Polizeipräsident.** Als Nachfolger des gefallenen Polizeipräsidenten Schramme wurde durch den Reichsführer SS der bisherige Polizeipräsident von Plauen (Vogtland) SS-Oberführer Altner, eingesetzt.

Dortmund, 14. Nov. **Die SS-Fechter in Dortmund.** Das am morgigen Sonntag in Dortmund stattfindende Turnier der SS-Fechter ist ein sportliches Ereignis von hohem Rang. Folgende Mannschaften haben ihr Erscheinen zugesagt: Deutscher Fechtklub Düsseldorf, Waffenbrüderschaft Essen, Sportgemeinschaft SS Essen, BSG. Krupp Essen, Fechtabteilung des Soester TV. von 1862, Fechtabteilung des VfL Bochum 48, Fechtabteilung des TV Eintracht Dortmund und die Sportgemeinschaft der SS Dortmund, die zwei Vertretungen aufbietet, so daß insgesamt neun Mannschaften antreten. Rund fünfzig Fechter der ersten Klasse kämpfen für ihre Mannschaften um den begehrten Sieg.

Köln, 14. Nov. **Gefährdung der Bedarfsdeckung.** Vor dem Kölner Sondergericht hatten sich sieben Personen zu verantworten, die beschuldigt waren, unter Ausnutzung der durch den Krieg verursachten besonderen Verhältnisse von gefälschten Urkunden Gebrauch gemacht und dadurch die Deckung des Bedarfs lebenswichtiger Erzeugnisse gefährdet, sich also des Kriegswirtschaftsverbrechens schuldig gemacht zu haben. Der Leiter einer Druckerei in einer rheinischen Stadt, Heinrich Fuß, der auf Grund seiner Lebensweise in finanzielle Schwierigkeiten geraten war, hatte auf Vorschlag seines Schwagers, des Mitangeklagten Hans Stratmann, 3000 Reichsfettkarten gedruckt und durch Stratmann für 1200 RM. an die übrigen Angeklagten veräußern lassen. Das Gericht, das die Angeklagten als eine skrupellose Schieberbande brandmarkte, verurteilte die beiden Hauptangeklagten Fuß und Stratmann zu je fünf Jahren Zuchthaus, den dritten Angeklagten zu drei Jahren Zuchthaus und drei Jahren Ehrverlust. Der vierte und der fünfte Angeklagte erhielten je 2½ Jahre Gefängnis und die beiden letzten Angeklagten, zu deren Gunsten das Sondergericht nur Vergehen gegen die Kriegswirtschaftsverordnung annahm, je ein Jahr Gefängnis.

Berlin, 14. Nov. **Ein bedauerlicher Vorfall** hat sich in einem ländlichen Bezirk nahe der Reichshauptstadt zugetragen. Einige Kinder hatten an einem Blindgänger, der dort aufgefunden worden war, herumhantiert. Plötzlich explodierte der Sprengkörper, und durch die umherfliegenden Splitter wurden alle Kinder auf der Stelle getötet. Dieses tragische Vorkommnis gibt erneut Veranlassung, darauf hinzuweisen, wie gefährlich es ist, sich in die Nähe von Blindgängern zu wagen oder diese gar zu berühren. Die Unschädlichmachung und das Fortschaffen solcher Sprengkörper ist einzig und allein Aufgabe derjenigen, die in amtlichem Auftrage handeln und über die nötige Sachkunde verfügen.

Der Philosoph auf dem Maskenfest

Historische Skizze von Bruno Winkler

Vor 25 Jahren, am 14. November 1716, starb Gottfried Wilhelm Leibniz.

Im Park des kurfürstlichen Schlosses Lützenburg, das später Charlottenburg genannt wurde, erscholl laute Fröhlichkeit. Die Kurfürstin Charlotte feierte den Geburtstag ihres Gemahls durch ein Maskenfest. Höfische Gemessenheit hatte sich in die Lust eines dörflichen Jahrmarktes verwandelt. Von den strengen beschnittenen Hecken waren über Nacht Buden erstanden, in denen Mitglieder des kurfürstlichen Hauses und hohe Hofbeamte Schinken, Würste, Rinderzungen, Wein, Limonade, Tee, Kaffee, Schokolade und andere Erfrischungen feilhielten. Hanswurste, Springer, Seiltänzer, Taschenspieler bewegten sich auf dem Platz; Zigeunerinnen — es waren verkleidete Hofdamen — führten ein Tanzstück auf. Die Kurfürstin selbst schwebte in einer von Türken getragenen Sänfte durch die Menge.

Kurfürst Friedrich III. sah aus seiner Loge dem Treiben zu. Nicht weit von ihm saßen seine Berater, der Minister Reichsgraf von Wartenberg und der Generalfeldmarschall Graf Wartensleben. Der Oberhofmeister Graf Wittgenstein wirkte bei dem Maskenspiel mit und stellte einen Astronomen dar, der ein gewaltiges Fernrohr in der Hand hielt und es bald gegen den strahlenden Sommerhimmel, bald auf die Reihen der Zuschauer richtete.

Die Rolle des Sternkundigen hatte eigentlich einem anderen zufallen sollen, dem Geheimen Justizrat Dr. Gottfried Wilhelm Leibniz, dem großen Philosophen, der in hannoverschen Diensten stand und vor einigen Jahren von der Kurfürstin Sophie Charlotte auch an den brandenburgischen Hof gezogen worden war. Durch Leibniz vorgestellt, hätte die Erscheinung eines Astronomen auf diesem Fest des brandenburgischen Herrscherpaares einen gewissen Sinn gehabt; denn dem Gelehrten war es zu verdanken daß der einmal von der Kurfürstin ausgesprochene Wunsch nach der Errichtung einer Sternwarte in Berlin Wirklichkeit wurde.

Gleichzeitig mit dem Bau der Sternwarte hatte der Kurfürst die Gründung einer Akademie der Wissenschaften verfügt, durch die ein seit Jahren von Leipniz ausgearbeiteter Plan in die Tat umgesetzt werden sollte. Am Morgen des fröhlichen Tages, des elften Juli 1700, war die Stiftung der Akademie vollzogen worden. Leibniz, ihr Präsident, konnte mit dem Geburtstag seines Gönners zugleich die Bildung der ersten wissenschaftlichen Gesellschaft in deutschen Landen feiern.

Der große Denker liebte keine Festlichkeiten wie die, an der er zur Stunde teilnahm. Sie erinnerten ihn zu sehr an das leichte Leben am Hof zu Paris, das er während seines vierjährigen Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt hatte beobachten können. Er war damals vom Sekretär Ludwigs VIV. aufgefordert worden, nach der Seine zu kommen, um seinen in einer Denkschrift für den König entworfenen Plan eines Feldzuges gegen Aegypten näher zu erklären. Leibniz hatte gehofft, den Sonnenkönig durch einen Krieg in Afrika von einem Ueberfall auf Deutschland abzubringen. Seine wissenschaftliche Tätigkeit hatte in Paris auch reiche Früchte getragen, aber seinen politischen Bestrebungen war der Erfolg versagt geblieben.

Die Ausgelassenheit um ihn steigerte sich. Er stand seitwärts von der Loge des Kurfürsten und sah, das Stielglas vor den Augen, dem Treiben zu. Hin und wieder wandte er den Kopf und ließ seinen Blick auf dem klaren Antlitz des Herrschers ruhen. Es trug nicht die bedeutenden Züge seines Vaters, des Großen Kurfürsten, aber es war offen und klug. Wenn Friedrich auch Pracht und Prunk und Feste liebte, so wußte er doch, was zum Besten des Volkes diente und wo die Aufgaben seines Staates lagen. Leibniz war in das, was sich vorbereitete, eingeweiht: das Herzogtum Preußen sollte ein Königreich werden.

Eine Krone mehr in den Ländern Europas! sann der Gelehrte, eine Hoffnung mehr! Vor dem geistigen Auge des Philosophen gestaltete sich die Erfüllung seiner in zahlreichen Schriften ausgesprochenen Wünsche: Einigung aller Deutschen, Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, Sicherung des Reiches gegen die Angriffe seiner Nachbarn, Reinigung der Sprache von allem Fremdländischen, Deutsch als die führende Sprache in Europa und Deutschland als das „Mittel von Europa" die Führernation des Erdteils. Dies waren die bedeutendsten Forderungen aus einer Fülle von Vorschlägen des Mannes, der kein Politiker war, der aber die Fürsten Europas, Kaiser und Könige, in wichtigen politischen Angelegenheiten beriet.

Die Sänfte Sophie Charlottens näherte sich. Vor der Loge des Kurfürsten setzten die Träger sie nieder. Leibniz sprang herzu und öffnete den Schlag. „Ah, Leibniz!" lächelte die Fürstin. „Der Erforscher der Wahrheit auf dem Fest des Scheins. Was sagen Ihnen die bunten Masken hier?"

„Sie sprechen mir von der ewigen Wandelbarkeit unserer Seele". — „Von der Ewigkeit der Seele selbst also! Darüber müssen Sie mir in ruhigerer Stunde mehr erzählen."

Leibniz verneigte sich. Das seidene Kleid der Kurfürstin rauschte auf, indem sie davonschritt.

„Sie wird mich wieder nach dem Warum des Warum fragen", sprach der Philosoph zu sich selbst. Die Unterhaltungen mit der geistvollen Frau waren ihm immer wieder eine Freude; sie schienen ihm wie eine Verheißung, daß aus dem Blut der kurfürstlichen Familie einmal ein Mann erstehen werde, dessen schöpferischer Geist den deutschen Landen ein neues Gesicht geben werde.

Leibniz erlebte im Jahre 1712 noch die Geburt des Prinzen Friedrich, dem die Geschichte den Beinamen der Große gab. Er selbst schied vier Jahre später, am 14 November 1716, aus dieser Welt, deren Entwicklungsmöglichkeiten er wie keiner seiner Zeit erkannt hat.

Was koche ich ...?



Hausmachersuppe Grünkohl und Kartoffeln mit Zwiebelsoße

So ein Teller Knorr-Hausmachersuppe ist gerade richtig zu Mahlzeiten, bei denen es kein Fleisch gibt.

Die Zubereitung aller Knorr-Suppen ist denkbar einfach. Sie werden nur mit Wasser gekocht — alle anderen Zutaten enthält bereits der Knorr-Suppenwürfel.

Grünkohl mit Kartoffeln sättigt und schmeckt auch ohne Fleisch, wenn es eine reichliche Portion Zwiebelsoße dazu gibt. Wie aber ohne Fleisch eine kräftige, wohlschmeckende Soße auf den Tisch bringen? Versuchen Sie mal das nachstehende Rezept!

Zwiebelsoße

Den Knorr Soßenwürfel fein zerdrücken, glattrühren, mit 1/4 Liter Wasser unter Umrühren 3 Minuten kochen. 1/2 feingeschnittene Zwiebel mit etwas Butter goldgelb schmoren, zur Soße geben und nochmals aufkochen lassen. Fertig!



Rezept ausschneiden und aufbewahren!

Sie können es immer verwenden — auch wenn Sie heute mal keinen Knorr-Würfel bekommen haben.

Die Brücke des Todes

ROMAN von HERBERT STEINMANN.

Alle Rechte vorbehalten bei Horn-Verlag, Berlin.

4)

Hier richteten sich alle Blicke auf den breitschultrigen Amerikaner, der sich leicht verbeugte.

„. . . Miß Dorothy Keele, Schulreiterin, die ich als eine der erfolgreichsten „Hausnummern" meines Unternehmens bezeichnen kann — —"

Die blonde Amerikanerin machte eine abwehrende Handbewegung.

„O nein — —" hauchte sie nur. Aber der Justizrat fährt schnell fort:

„. . . der Stallmeister Bill Bing, mein Geschäftsführer Jaap Brouwers und der Artist „Quito". Dieser Betriebsausschuß legt die Leitung nieder, sobald die Erben eintreffen.

Viertens: Es darf nicht eine Vorstellung ausfallen, was immer auch geschieht. So habe ich es stets gehalten. Der Zirkus setzt während der zwölf Monate seine Amerikatournee fort.

Fünftens: Jedes Abweichen von obigen Bestimmungen bedingt Verlust der Erbschaft. In diesem Falle, oder wenn keiner der Erben die Probezeit antritt, soll der Zirkus verkauft oder aufgelöst werden. Den Verkaufserlös mögen sich dann die Erben teilen. Ich bestimme, daß dann mein Barvermögen dem zufällt, der den Zirkus weiterführt. Wird der Zirkus aufgelöst, verfällt mein Vermögen in bar und Staatspapieren dem amerikanischen Staat. Denn dann habe ich mich in den Wengers zum letzten Male getäuscht.

Sechstens: Nach Ablauf der Probezeit mögen die Erben, vorausgesetzt, daß sie alle obigen Bestimmungen erfüllen, über den Zirkus verfügen wie sie wollen. Doch ist meine letzte Hoffnung, daß mein Lebenswerk, das Hunderten von Artisten und Zirkusleuten — und vielen Deutschen darunter — Arbeit und Brot und Millionen von Menschen in der ganzen Welt Freude und Erholung gebracht hat, nicht untergehen möge.

gez. Rudolf Wenger,
Besitzer und Leiter des Zirkus „Excelsior"."

Justizrat Detlevsen läßt das Blatt sinken und schaut in die Runde. Er sieht in ernste und nachdenkliche Gesichter.

Der alte Wenger hebt den Kopf.

„Es ist ein bißchen viel auf einmal, was du mir da zumutest, Detlevsen —"

„Du hast drei Stunden Zeit zum Ueberlegen, Karl", mahnt der Jurist, „vielleicht sprichst du erst einmal mit deinen Kindern darüber. Ich werde inzwischen Mr. Higgins und Miß Keele ein wenig in unserem alten Ridagshausen herumführen. Nachher hole ich mir euren Bescheid. Einverstanden?"

Er hat sich schon erhoben. Auch die Schulreiterin steht auf. Nur Higgins zögert.

„Ich möchte hier bleiben", erklärt er, „ich bin wenig für alte Hauses und so. Miß Wenger zeigt mir, please, ihren Garten."

Er wendet sich mit liebenswürdigem Lächeln an das junge Mädchen, dessen Gesicht ungewohnt blaß ist von der Erregung über all das Neue und Abenteuerliche.

„Sie wissen nicht, wie ich lieben Blumen. Meinen Garden in San Franzisko — — Sie müssen sehen ihn."

Bei diesen freundlich-drolligen Worten kommt Gertrud zu sich selbst zurück. „O", sagt sie, „das ist schön. Wer Blumen liebt, ist ein guter Mensch."

Fast erschrocken ist sie über dieses unbewußte Lob des Mannes, der nun auf sie zukommt und langsam mit ihr den Beeten und Büschen zugeht. Wie kann sie nur so aufdringlich sein. Aber James Higgins ist auch ein Mann, der einem Mädel wohl gefallen kann — noch dazu einem Mädchen, das so wenig von der weiten und bunten Welt da draußen weiß, aus der dieser Mister Higgins in das Idyll von Ridagshausen hineingeschneit ist.

*

„Aber, Kurtchen, du ißt ja kaum etwas, fehlt dir etwas?"

Frau Christine Wolter, die gerade im Laden eine Kundin bedient hat, ist in das kleine Zimmer zurückgekehrt, das neben dem Verkaufsraum liegt, um das unterbrochene zweite Frühstück mit ihrem Sohn fortzusetzen.

„Nein, Mama, mir fehlt nichts. Es ist wohl nur sehr warm heute früh, da hat man nicht den rechten Appetit."

Unsicher blickt Kurt Wolter über den gedeckten Tisch zu seiner Mutter auf.

Sie ist noch eine recht stattliche Frau, die Witwe des Maschinenfabrikanten Georg Wolter, der in den ersten Tagen des August 1914 auf einer Patrouille in Lothringen fiel. Aber die feinen tiefen Linien um Mund und Augen in diesem Frauengesicht sprechen von harten Zeiten und Kämpfen. Es ist die alte Geschichte: Mit dem Mann, der die Seele des kleinen Betriebes war, starb der Erfolg des Unternehmens. Es verfiel, brach zusammen, als der Krieg kaum geendet; die Wirren der Novemberzeit, die Inflation taten ein übriges. Knapp daß die Witwe aus dem Zusammenbruch noch das Haus in Ridagshausen rettete, das einst als Sommer- und Ferienaufenthalt gedient hatte. Ein Wunder, daß die Verwöhnte, die nie Not gekannt, sich emporriß aus Verzweiflung und alten Vorurteilen und mit kleinen Anfängen den Kolonialwarenverkauf begann. Ein Wunder, nur dadurch möglich, daß der Junge da war, der Kurt. An ihn klammerte sich all ihre Liebe, all ihr Hoffen all ihre Träume von einer glänzenden Zukunft für ihn. Ihn verwöhnte und verhätschelte sie, er sollte wieder eine „gesellschaftliche" Rolle spielen. Ihn behütete sie und bewahrte ihn vor der bösen Welt — blind dagegen wie einseitig und gefährlich das alles war.

„Was siehst du mich so an, Kind? Hast du etwas auf dem Herzen. Du bist überhaupt so komisch heute morgen, Kurtchen."

Endlich faßt sich Kurt Wolter ein Herz: „Liebe Mama, erschrick nicht, ich muß dir etwas sagen. Etwas Wichtiges."

Frau Wolter hat sich niedergesetzt. Ihr Blick läßt nicht von dem Sohn. Der spielt unruhig mit seiner Krawatte. Jetzt gibt er sich einen Ruck.

„Ich liebe ein Mädchen, Mama, und möchte mich mit ihr verloben."

Jetzt zuckt wirklich Angst über das Gesicht der Frau. Ihre Stimme verschärft sich zu einem leidenden, anklagenden Ton, den Kurt so von Jugend an fürchtet.

„Kurt, es ist unerhört, mir mit dieser alten Geschichte zu kommen. Du hast schon vor Monaten darüber geredet, ich habe es dir verboten. Du wirst deine Mutter doch nicht wegen eines hergelaufenen Mädchens verlassen — das habe ich nicht verdient, wie du mich so aufregen kannst."

Sie ist wirklich aufgeregt, die Frau Wolter. Ihre Hände, die auf der Tischdecke liegen, zittern. Ganz schmal wird der Mund. Rote Flecken stehen auf den Wangen.

Kurt kennt diese Anzeichen und fürchtet sie. Gleich wird sie ihn wieder herunterputzen, wie es ihm schon als kleiner Junge geschehen. Und er wird sich wieder beugen müssen — wie immer. Dennoch versucht er, mutig zu sein.

„Es handelt sich nicht um ein hergelaufenes Mädchen", sagt er aufbegehrend, „es handelt sich um Gertrud Wenger."

Frau Wolter lacht schrill auf.

„Und deswegen regst du mich auf, Kurt. Das ist ja lächerlich. Du und Gertrud Wenger. Soll ich das etwa ernst nehmen. Ihr habt schon Hochzeit gespielt, als ihr noch ganz kleine Kinder ward, solche romantischen Kindereien müssen ein Ende haben, Basta."

Kurt denkt an Gertruds Ultimatum und versucht ein Letztes. „Wir sind uns schon seit einem Vierteljahr einig, Mama, und wir wollen uns zu Pfingsten verloben. Und — und —"

Er kommt unter dem Blick der Mutter ins Stottern, die ihn durchdringend ansieht. Da ist es mit der Geduld Frau Wolters vorbei. Hart klingt ihre Stimme auf.

„Nun ist's genug, mein Sohn. Gertrud Wenger und du, das kommt nicht in Frage. Du weißt, was für Pläne ich mit dir habe. Nächsten Sonntag läßt du dich bei Konsistorialrats sehen. Irmgard Mumecke, das ist die Frau, die deine Mutter dir ausgesucht hat, die wirst du heiraten. Sie ist aus guter Familie, ist hübsch, bekommt eine ansehnliche Mitgift . . ."

Kurt wagt einen letzten Widerstand.

„Mama, Konsistorialrats Irmgard in allen Ehren, ich liebe sie doch nicht —"

„Unsinn, das findet sich. Frau Konsistorialrat und ich haben das schon besprochen."

„Mama, schließlich kannst du nicht über mich bestimmen!"

Frau Wolter ist aufgestanden.

„Ich will nichts mehr hören. Verstanden! Nimm bitte auf meine Nerven Rücksicht. Und schreib dir das hinter die Ohren: Aus der Sache mit Gertrud wird nichts."

Damit geht Frau Wolter in ihren Laden.

Für sie ist der Fall erledigt. Ein paar Wochen und Monate, denkt sie, da gibt sich vieles. Es ist doch nur junger Most, der da braust. Und inzwischen wird sie die Sache mit Konsistorialrats Irmgard schon weitertreiben.

Kurt geht durch den Laden der Hintertür zu.

„Wo gehst du hin, Kurt?" erklingt scharf die Frage von Frau Wolter.

„In den Garten, Mutter. Ich möchte jetzt ein bißchen allein sein."

*

Gertrud Wenger muß immer wieder feststellen, daß dieser breitschultrige Mr. Higgins ein sehr angenehmer Gesellschafter ist.

Eigentlich hat sie sich die Unterhaltung mit einem smarten amerikanischen Geschäftsmann viel trockener und schwerer vorgestellt. Dieser aber hier plaudert in seinem schwerfälligen Deutsch gleichmäßig nett und lebhaft über Blumen, Hauswirtschaft und Gemüsezucht, daß sie ordentlich warm dabei wird.

Dann kommt ein Augenblick, in dem Mr. Higgins sich in seinem Deutsch durch ein Mißverständnis unrettbar verheddert.

Gertrud muß mit ein paar ziemlich geläufig kommenden englischen Sätzen aushelfen.

Der Amerikaner macht erstaunte Augen.

„Sie sprechen ja ausgezeichnet englisch, Fräulein Wenger", stellt er anerkennend in seiner Muttersprache fest.

Das Mädchen sieht ihn belustigend an. „Ist das so verwunderlich? Mein Vater, der selber viele Jahre in England zugebracht hat, ist immer dafür gewesen, daß wir mindestens eine Fremdsprache richtig und gut beherrschen. Mein Vater hat gemeint, das sei sehr nützlich, und jetzt —". Gertrud sieht den Zusammenhang mit der Gegenwart, „wird es sich vielleicht beweisen, daß er recht hat."

Für einen Augenblick huscht über das sympathische Gesicht des Amerikaners ein vergnügtes Lächeln.

„Oh", sagt er befreit, „dann kann ich ja mit Ihnen englisch reden, — wie gut, denn die deutsche Sprache ist schön, aber schwer."

Dann aber wird er wieder ernst, sehr ernst sogar. Gertrud hat eben auf das hingewiesen, was auch ihm offenbar schwere Sorge macht. Nämlich auf das Testament Rolf Wengers mit seinen seltsamen Klauseln.

Er sieht sie fest an.

(Fortsetzung folgt.)

ße gab. Er selbst schied
14 November 1716, aus
icklungsmöglichkeiten er
kannt hat.

e ich ...?

ausmachersuppe
hl und Kartoffeln
mit Zwiebelsoße

orr-Hausmacher-
e richtig zu Mahl-
en es kein Fleisch

g aller Knorr-Sup-
par einfach. Sie
t Wasser gekocht
n Zutaten enthält
rr-Suppenwürfel.

Kartoffeln sättigt
auch ohne Fleisch,
reichliche Portion
azu gibt. Wie aber
ne kräftige, wohl-
oße auf den Tisch
uchen Sie mal das
Rezept!

soße

Soßenwürfel fein
glattrühren, mit
r unter Umrühren
chen. 1/2 feinge-
ebel mit etwas But-
chmoren, zur Soße
chmals aufkochen



n und aufbewahren!
verwenden — auch wenn Sie
rr-Würfel bekommen haben.

et sich. Frau Konsistorialrat
hon besprochen."
kannst du nicht über mich

aufgestanden.
mehr hören. Verstanden!
ine Nerven Rücksicht. Und
die Ohren: Aus der Sache
ichts."
Wolter in ihren Laden.
Fall erledigt. Ein paar
e, denkt sie, da gibt sich
nur junger Most, der da
hen wird sie die Sache mit
gard schon weitertreiben.
den Laden der Hintertür zu.
, Kurt?" erklingt scharf die
olter.
, Mutter. Ich möchte jetzt
ein."

*

muß immer wieder fest-
breitschultrige Mr. Higgins
er Gesellschafter ist.
e sich die Unterhaltung mit
nerikanischen Geschäftsmann
schwerer vorgestellt. Dieser
t in seinem schwerfälligen
nett und lebhaft über
schaft und Gemüsezucht, daß
dabei wird.
in Augenblick, in dem Mr.
nem Deutsch durch ein Miß-
ar verheddert.
it ein paar ziemlich geläufig
en Sätzen aushelfen.
macht erstaunte Augen.
ja ausgezeichnet englisch,
, stellt er anerkennend in
he fest.
eht ihn belustigend an. „Ist
ich? Mein Vater, der selber
ngland zugebracht hat, ist
sen, daß wir mindestens eine
g und gut beherrschen. Mein
, das sei sehr nützlich, und
sieht den Zusammenhang mit
ird es sich vielleicht beweisen,

lugenblick huscht über das
ht des Amerikaners ein ver-

befreit, „dann kann ich ja mit
den, — wie gut, denn die
st schön, aber schwer."
rd er wieder ernst, sehr ernst
at eben auf das hingewiesen,
ffenbar schwere Sorge macht.
Testament Rolf Wengers mit
Klauseln.
st an.

(Fortsetzung folgt.)

Reise an die Krim

Erinnerungen von Gräfin Marie Keller

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen . ." Wenn mir diese Verse Mignons in den Sinn kommen, denke ich nicht an Italien, sondern an die reizvolle Landschaft der Krim, dieses ferne Traumland voll orientalischen Zaubers. Alle, die sie in den vergangenen Zeiten kannten, lieben sie mit leidenschaftlicher und schmerzlicher Sehnsucht.

Gewöhnlich besuchte man die Krim im Frühling. Man verließ Petersburg bei Tauwetter, und bis Charkow sah man nichts als schwarze, aufgeweichte Felder, dazu im Schatten und in den Vertiefungen Reste des letzten Winterschnees. Dann wurde das Schwarz von weiten, grünen Flächen, den ersten Vorboten der Steppe, unterbrochen. Diese selbst war ein wundervolles, blumenübersätes Grasland. Zuerst sah man Krokus, dann Iris, endlich Tausende von Tulpen, und mitten darunter Scharen von spielenden, pfeifenden Murmeltieren!

Nach zweieinhalb Tagen langte man in Semaitopol an. Die blendend weiße Stadt lag damals noch halb in Ruinen — eine Folge des Krimkrieges. Häuser ohne Fenster und Türen standen an staubigen Straßen. Bis zu unserer Besitzung mußte man noch etwa hundert Werst im Wagen zurücklegen, mit Postpferden, die auf jeder Station gewechselt wurden. Die Umgegend von Semaitopol war flach, dürr und häßlich. Das einzig Sehenswerte waren die Denkmäler auf



den Gräbern der 1856 gefallenen Franzosen und der beim Sturm auf Balaklawa gefallenen Engländer. Dann stundenlang nichts als unfruchtbares Flachland, später durch grüne Täler abgelöst, mit Obstgärten voll blühender Kirschbäume, Pfirsich-, Aprikosen- und Mandelbäume. Durch diesen duftenden Korridor ging es weiter bis zum Tatarendorf Baidar, wo wir halt machten, um zu Abend zu essen und zu übernachten. Mehrere Dutzend Häuser mit flachen Dächern und Galerien rings um den Oberstock scharten sich um die Moschee, welche die ganze Landschaft überragte. Alte Männer mit langen weißen Bärten und grünen Turbanen, dem Merkmal der Mekkapilger, saßen auf den Türschwellen und rauchten ihre Wasserpfeifen. Verschleierte Frauen gingen ihren Hausarbeiten nach oder standen auf den flachen Dächern und spähten neugierig durch den Spalt ihrer „Tschadras", der langen weißen Schleier, die mit bunter Wolle bestickt waren. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten dieses orientalische Bild, das noch reizvoller erschien, wenn sich plötzlich der stimmungsvolle Ruf des „Muezzin" erhob, der seine Glaubensgenossen mahnte: „Allah und Allah allein ist groß".

Da es im Süden kaum eine Dämmerung gibt, verschwand dieses alles sehr bald und wurde kurze Zeit nachher wieder sichtbar. Ein feuriger Ball erschien am Horizont und stieg rasch in die Höhe. Von den schimmernden Strahlen des Mondes übergossen, lag das Dorf in friedlichem Schlummer an den Fuß der Moschee geschmiegt, — auch sie lag strahlend hell neben den Jahrhunderte alten Pappeln, die sich schwarz gegen den Himmel abzeichneten. Bisweilen erhob sich fernes Hundegebell, begleitet vom charakteristischen Räderrollen einer „Arba" irgendwo in der Ferne — dann wieder tiefes Schweigen.

Die Sterne funkelten noch am Himmel, und die Luft war sehr kühl, als wir frühmorgens wieder den Wagen bestiegen. Die Straße, zur berühmten „Pforte von Baidar" führend, ging durch eine Schlucht, die sich immer mehr verengte, bis die Felsen sich fast berührten. Hier wurden sie durch einen gewaltigen Torbogen aus Granit verbunden. Man durchschritt dieses Felsentor zu Fuß, um die wundervolle Aussicht zu genießen, die sich plötzlich bis ins Unendliche vor einem auftat. Tausend Meter unter dem Beschauer lag das Meer, von einem rosigen Dunstschleier bedeckt. Rechts nackte Felsen, links eine gewaltige Mauer aus Granit, an der sich ein schmales, silbriges Band entlangschlängelte: die Straße. Der rosige Nebel über dem Wasser färbte sich himbeerrot, um sich dann rasch aufzulösen und eine endlose indigoblaue Fläche bloßzulegen: das Schwarze Meer. Auf einem Felsen tief unter uns erhob sich ein sehr hübsches Kirchlein, und dann folgten, zum Meeresufer absteigend, Gärten, weiße Häuser, rote Dächer, Pappeln, Zypressen, gelbe, rosa und weiße Farbflecken, — die ganze Flora des gesegneten Landes.

Wir ließen die kahlen Felsen und die Krüppelkiefern hinter uns zurück und stiegen hinab. Hoch über dem Abgrund schwebte ein weißes Haus mit flachem Dach, an einen Felsen geschmiegt. Rechts und links darunter dehnte sich ein Teppich blühender Bäume und Büsche.

Die ganze Küste war ein einziger Feengarten, der in blühenden Wellen an das Meer heranbrandete. Unter den Strahlen der Sonne stiegen Duftwellen aus diesem Blütenmeer empor, die die Wohlgerüche Arabiens übertrafen und alles durchdrangen. Und dahinter erhoben sich dunkle Pinienwälder und suchten die Granitmauern zu erklettern, vom Ali-Petri gekrönt, dem höchsten Gipfel der Bergkette, die diese bezaubernde Küste gegen die rauhen Nordwinde schützt.

Kein Laut, tiefe Stille überall. Kein Lebenszeichen, völlige Einsamkeit, nur durch einige Adler unterbrochen, die über den nackten Felsen im Blau des Himmels schweben . . .

Wundersames deutsches Märchenland

Von Agnes Miegel

Aus Anlaß der nächsten Reichsstraßensammlung für das Kriegswinterhilfswerk werden am 15. und 16. November zehn kleine künstlerisch ausgeführte Märchenbücher angeboten. Die Dichterin Agnes Miegel stellt uns für diesen Sammeltag das nachfolgende Gedicht zur Verfügung.

O Märchen

O Märchen! Greise Kindermuhme,
Die spinnend an dem Bettrand saß,
Bis unser Herz die Angst vergaß
Vor Dunkelheit und Winternacht!
Du hast gesungen und gewacht,
Du ließest blühn die blaue Blume,
Des Wunders an des Alltags Wand,
Frau Holles Schnee- und Apfelland
Gabst du zu ewigem Eigentume
In unsere weiche Kinderhand!

Und wenn du sangst mit Heimchenstimme
Vom wilden Wald, — wir folgten dir,
Rotkäppchen wurden selber wir
Und bangten vor des Wolfes Grimme,
Und weinten, Hand in Hand gefaßt,
Trieb hartes Herze uns von dannen,
Und haben weihnachtlich gepraßt
Am bunten Pfefferkuchenhaus
Bis greulich sah die Hex heraus,
Und wußten doch, — von diesen Tannen
Aus dieser Not an deiner Hand,
Aus wildem Wald noch jeder fand!

Und wissen heut' als große Leut',
Daß nimmer dieser Wald gefällt,
Es rauscht der Väter grüne Welt,
Durch dich um jedes Großstadtkind,
Dornröschen und Schneewittchen sind,
Wo U-Bahn dröhnt und Hupe gellt,
Noch immer liebstes Nachbarskind,
Und immer hinter blauem Berge,
Wohnen noch heut die Sieben Zwerge,

Der Ball, der bunt ins Wasser rollt,
Wird immer noch zum Ball von Gold,
Und weckt noch heut im Schlamme tief,
Froschkönig, der verwunschen schlief!

Du hast uns, weisester Mund, gelehrt,
Als tapferes Schneiderlein zu streiten,
Mit Mutterwitz und Mut allein
Der Dummheit Sieger stets zu sein,
Du gabst für graue Kummerzeiten,
Dein Aschenputtel uns zum Trost
Und ließest grüne Zweige breiten,
Der Mutterliebe schenkenden Baum.

Und wenn wie Alp in schlimmem Traum,
Sich gegen uns die Welt erbost,
Das bißchen Glück uns zu zerstören,
Wenn Angst uns quält, die keiner kennt, —
Wir lernten, weise, ja durch dich:
Noch jeden Spuk kann man beschwören,
Den man beim rechten Namen nennt,
Ein Rumpelstilzchen, springt entzwei,
Am eignen Gift die Heuchelei!

Wie lachst mit uns, du, Ewig-Junge,
Wenn froh des Schalkes Freundestreu,
Mit klugem Rat, mit flinker Zunge,
Das Leben uns erbaute neu,
Im Siebenmeilenstiefelgang,
Erfolg zu unsern Diensten zwang,
Und eitler Torheit Prahlerei,
Mit kätzchenkühnem Geisteswunge,
Wie eine arme Maus verschlang! — —

O Märchen! Greise Kindermuhme,
Bleib weiter deinen Deutschen gut!
Nimm Groß und Klein in deine Hut!
In deinem stillen Heiligtume,
Bei deiner Spindel Wiegenlied,
Geh Kleinem Däumerling entgegen,
Wenn von der Irrfahrt Wanderwegen
Er müd', wie Korn zu Ackerkrume,
Zu seines Vaters Hause zieht!

Zauberwelt des Farbfilms

Aus Rot wird Grün, aus Gelb wird Blau . . .

Mitten im Gedröhn der Schlachten, mitten im zähen Ringen gegen den bolschewistischen Weltfeind, lief in der Reichshauptstadt ein deutscher abendfüllender Farbenfilm an. Trotz aller kriegswichtigen Aufgaben hat die deutsche Filmindustrie, angefangen beim Hersteller des Rohfilms über die Regie und das Atelier bis zum Kopierwerk etwas geschaffen, was einen entscheidenden Fortschritt auf diesem Gebiete bedeutet. Nach einer deutschen Erfindung ist für die Farbfilmwiedergabe ein neues photographisches Verfahren entwickelt worden, das bisher hierbei noch keine Anwendung gefunden hatte.

Bekanntlich wird bei dem Schwarz-Weiß-Film ein sogenanntes Negativ aufgenommen. Hierbei sind im Negativ die hellen Stellen eines Gegenstandes dunkel und die dunklen hell. Kopiert man nun das Negativ auf einen sogenannten Positivfilm, dann ergeben die dunklen Negativstellen wieder einen hellen Bildfleck und die hellen Negativstellen einen dunklen Bildfleck. Jeder Photoamateur kennt diese Erscheinung. Das Positivbild wird im Filmtheater durchstrahlt und an die Leinwand projiziert. Wir sehen dann das Geschehen auf der Leinwand entsprechend den Vorgängen bei der Aufnahme, d. h. dort die Gegenstände hell, wo Licht, und dort die Gegenstände dunkel, wo in der Natur und im Atelier Schatten gewesen sind.

Ein ähnlicher Prozeß ist nun bei dem neuen deutschen Farbenfilmverfahren angewendet worden. Nach vielen Versuchen und umfangreichen Herstellungsarbeiten, an denen Ingenieure, Chemiker, Farbstoffspezialisten und Filmarbeiter zusammen gearbeitet haben, es ist gelungen, ein Farbfilmnegativ herzustellen. Dieser Negativfilm ist ein Mehrschichtenfilm, der im chemischen Mehrschichtenverfahren auf einem Schichtträger drei unmittelbar übereinanderliegende Farbauszüge enthält. Die drei Grundfarben der sogenannten subtraktiven Farbenmischung — Gelb, Grünlichblau und Purpur — ergeben in den drei übereinanderliegenden Schichten später das vielfarbige Farbenbild.

Wir wissen, daß wir alle in der Natur vorkommenden Farben aus den Farben Blau, Gelb und Rot zusammensetzen können. Wir können auch aus diesen Farben alle farbigen Zwischentöne mischen. Wenn wir uns nun vorstellen, daß wir drei Aufnahmen von einem mehrfarbigen Gegenstand machen, von dem die erste Aufnahme alle blauen Töne, die nächste Aufnahme alle gelben Töne und die letzte Aufnahme alle roten Töne enthält, und wenn wir diese Aufnahmen in farbige Teilbilder umsetzen, dann entsteht ein blauer, ein gelber und ein roter Farbauszug. Legt man diese drei Farbenauszüge genau übereinander, dann erhält man als endgültiges Durchsichtsbild ein Bild mit allen einzelnen Farbtönen einschließlich aller Mischtöne.

Auf demselben Prinzip beruht der Mehrschichtenfarbfilm. Hier liegen diese Schichten übereinander auf einem Schichtträger. Jede der einzelnen Schichten hat nur eine Dünne von dem 250. Teil eines Millimeters. Das setzt wohl an der Farbfilmtechnik am meisten in Erstaunen. Ferner muß festgestellt werden, daß vor der Aufnahme an sich gar keine Farben in den Filmen sind. Es befinden sich gewisse Körper, die sogenannten Farbkuppler darin, die bei jeder Schicht verschieden sind und die erst bei der Entwicklung in der Entwicklungsanstalt das Entstehen von Farben bewirken. Eine lange Entwicklung ist vergangen, bevor die Farbkuppler entdeckt worden sind, die während der Entwicklung die Farbstoffe entstehen lassen. Die Farbfilmherstellung ist außerordentlich kompliziert. Das Verfahren muß sehr empfindlich arbeiten, damit alle feinen Mischtöne wiedergegeben werden.

Der so entstandene Film wird belichtet und entwickelt. Wir haben nun ein Farbfilmnegativ, dessen Farbenskala aber nicht Schwarz und Weiß enthält, sondern den ganzen Farbenreichtum der aufgenommenen Gegenstände. Aehnlich, wie oben dargestellt, beim Schwarz-Weiß-Film die Helligkeitsunterschiede im Negativ entgegengesetzt den tatsächlichen Verhältnissen der aufgenommenen Gegenstände und im Positiv sind, ist es bei dem neuen Farbenfilmnegativ. Hier zeigt das Negativ die sogenannte Komplementärfarben zu den Farben der aufgenommenen Gegenstände. Es ist also im Farbenfilmnegativ ein grüner Baum rot und ein blauer Himmel gelb, denn diese sind ja bekanntermaßen zu den beiden Farben die Komplementärfarben. Komplementärfarben sind also die Farben, die zu den wirklichen Farben gegensätzlich sind. Kopiert man nun dieses Filmnegativ auf ein Farbfilmpositiv, das ebenfalls ein Mehrschichtenfarbfilm ist, aber empfindlich für die Komplementärfarben des Negativfarbenfilms, dann wird der gelbe Himmel wieder blau und der rote Negativbaum grün.

Zusammenfassend erkennen wir, daß sich also in jeder der drei Schichten Farbstoffe gebildet haben, die der Farbe entgegengesetzt sind, für die die Schicht bei der Aufnahme empfindlich gewesen ist. Es bildet also die blauempfindliche Schicht den Farbstoff Gelb, die grünempfindliche Schicht den Farbstoff Purpur und die rotempfindliche Schicht den Farbstoff Grün. — Wir durchstrahlen das Positiv im Filmtheater und projizieren es an die Leinwand. Nun nehmen wir die gleichen Farben wahr, wie sie die Gegenstände bei der Aufnahme gehabt haben.

Beliebig viel Farbenpositivkopien können von dem einen Farbfilmnegativ abgezogen werden. Die Lösung dieses Problems erscheint so einfach und klar, daß es fast müßig erscheint, sie darzustellen. Es ist aber damit ein einzigartiger Entwicklungsweg von der deutschen Filmindustrie beschritten worden. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die allein die Emulsionstechnik (diese schließt die Herstellung der farbempfindlichen photographischen Schicht ein) und die Kopieranstalten zu überwinden hatten, um dieses vollkommen neue Problem zu meistern, kann nur der Fachmann ermessen. Die technische Herstellung des Bildes wird zurzeit vollständig von der Industrie übernommen.

Wir stehen natürlich erst am Anfang einer Entwicklung, die sehr vielversprechend erscheint und an deren Vervollkommnung restlos weitergearbeitet wird. Bisher ist nämlich im Gegensatz zu diesem neuen Fortschritt in Deutschland im wesentlichen nach der Umkehrentwicklung gearbeitet worden. Viele Photobegeisterte haben sich Farbfilme gekauft, sie belichtet und dann die Filme zur Entwicklung dem Herstellerwerk eingeschickt. Man erhält dann bei dem bisherigen sogenannten Umkehrfilm diesen Film nicht als ein Negativ zurück, sondern den eigenen Film nach der bekannten Umkehrentwicklung als Positiv, das die Farben der Gegenstände so wiedergibt, wie sie bei der Aufnahme waren. Ein Negativ sieht der Farbfilmamateur nach dem Umkehrverfahren also nie. Der Film wird ihm sofort vorführfertig als Positiv geliefert. Die Umkehrentwicklung ist technisch nicht ganz leicht. Sie wird deshalb in besonderen Entwicklungsanstalten vorgenommen. Der Photoamateur betrachtet sich die Stehbilder oder Filme, die er farbig aufgenommen hat, durch Projektionsgeräte. Wenn er Kopien hergestellt haben möchte, dann muß bei diesem Verfahren der ganze Umkehrprozeß an einem weiteren Umkehrfilm vorgenommen werden.

Das neue Verfahren hat also, wie oben dargestellt, gegenüber dem Umkehrverfahren den besonderen Vorteil, daß eine Farbfilmaufnahme nicht mehr, wie der Umkehrfilm ein sogenanntes Unikat bleibt, sondern daß beliebig Positivkopien von einem Negativ hergestellt werden können. — Wie während des Krieges die Entwicklung bis zu diesem Punkt vorwärtsgetrieben worden ist, so können wir gewiß sein, wird sie auch weiterhin im Vormarsch bleiben. Nach dem siegreichen Kriege wird der Farbfilm jedem Deutschen in seiner Anwendung noch mehr vom Leben geben.

Dr.-Ing. Hans-Otto Karl.

Die Nachtschwester

Skizze von Wolfgang Schwerbrock

Sie ist ein Mädchen in den besten Jahren von kräftiger Statur mit gutem Aeußeren. Die verwundeten Soldaten kennen sie im Grunde genommen nur mit ihrem herzhaften, schallenden Lachen, mit einer fast kindlich anmutenden Zartheit in der hellen, quecksilbrigen Stimme, — ja, und auch mit einem Blick aus lebendigen, blauen Augen, der Bitte und Befehl, Bereitschaft und Güte zugleich ist.

Am Abend, wenn um die kristallenen Kronleuchter der Aula die Dämmerung webt, kommt sie. Die beiden Skatpartien der Genesenden in der Ecke der Aula, in der zu früheren Zeiten bei ernsten Schulfeiern der Musiklehrer den Flügel gespielt haben mochte, werfen ihre Karten auf den Tisch und erwidern den lachenden Gruß der Schwestern mit spontaner Huldigung.

Am äußersten Fenster liegt jemand mit Fieber. Ihm gilt die besondere Pflege während der Nacht. Schwester Dörthe geht wie von ungefähr an seinem Bett vorbei. „Geht es gut?" fragt sie lächelnd und wirft einen Blick auf die Fieberkurve.

„Ach ja", sagt er, „nur: ich habe großen Durst und möchte trinken".

Sie nickt und nimmt das leere Glas vom Tisch. „Schwester, ich habe auch Durst!" — „Ich auch!"

„Nur die Ruhe, jeder bekommt etwas". Sie holt die Kanne mit dem rotgelben Saft und geht an den Betten entlang. Der Fiebernde greift gierig nach dem Glas und sagt schon jetzt, daß die Schwester während der Nacht wiederkommen möge, denn bis dahin hätte er das Glas geleert.

Wenig später verläßt die Schwester die Aula und wünscht allenthalben eine gute Nacht. Sie löscht das Licht aus und schließt die Tür. Es ist ganz ruhig. Jemand schnarcht. Der Fieberade denkt: wenn ich sie rufe, kommt sie; gewiß kommt sie auch von selbst zu einer bestimmten Stunde wie jede Nacht.

Auf einer anderen Station ist großer Lärm. Die Soldaten wollen gespendeten Rotwein trinken, und es ist eitel Freude und Frohsinn. Einer von ihnen hat eine Mundharmonika und spielt: „Kommt zurück!" Es ist anzunehmen, daß er damit die Nachtschwester meint, die Unentbehrliche, denn sie hat versprochen, von irgendwoher Gläser mitzubringen. Die Tür geht auf. Da ist sie ja schon. Gläser hat sie auch, und sie muß mittrinken. Einen Schluck, mehr nicht. Dann geht sie.

Auf dem langen Gang, wo rechts und links die Bilder großer Feldherrn hängen, begegnet sie einem Sanitätsdienstgrad, der mit Pantoffeln umherhuscht und sicherlich gerade aus dem Bett gestiegen ist. „Schwester Dörthe", ruft er schon von weitem, „Schwester Dörthe, der Meringer in der Turnhalle hat wieder Schmerzen . . ."

„So?" sagt sie und läuft hinunter. Als sie durch die Tür der Turnhalle tritt, ruft Meringer gleich aus der Mitte: „Schwester Dörthe, ich muß eine Spritze haben".

„Hm", meint sie und setzt sich auf sein Bett, „können Sie nicht so einschlafen? Versuchen Sie doch mal. Sie haben doch noch gestern eine Spritze bekommen. Und jeden Tag eine Spritze?"

Er schweigt und beißt sich auf die Lippen. Er sieht das Mädchen aus seinen schmalen Augen an und denkt, daß sie vielleicht recht hat.

Die Nachtschwester steht auf und sagt: „Warten Sie, Meringer, ich werde den Unterarzt noch einmal fragen, vielleicht geht es auch mit Schlafpulver."

Sie ist bald wieder an seinem Bett und gibt ihm Tabletten. Sein Nebenmann will auch etwas, aber er ist mit einem Stück Schokolade zufrieden, das sie zufällig in der Tasche hat.

Um halb drei in der Frühe kommen zwei neue Verwundete. Der erste erhält einen Verband und eine viertel Stunde später durch die Schwester eine Spritze. Er schläft sofort ein, wälzt sich aber immer auf die linke Seite, und gerade da liegt der Arm in Gips. Es dauert sehr lange, bis die Schwester ihn in der alten Lage liegen lassen kann. Danach ist sie bei einer kleinen Operation zugegen, die noch in der Frühe des Morgens vollzogen werden muß.

Später erscheint sie noch einmal in der Aula. Es ist ganz still dort. Auf leisen Sohlen schreitet sie an den Betten entlang und leuchtet hier und da mit ihrer abgeblendeten Lampe hinein. Jemand hat sich aufgedeckt und muß zugedeckt werden. Der Fiebernde träumt laut, wird aber sofort wieder wach, als die Nachtschwester an seinem Bett ist. Er bekommt Saft zu trinken und bedankt sich. Die Schwester lächelt. Aber es sieht niemand.

Als sie wieder in ihrem Zimmer ist — draußen vor dem Fenster zwitschern schon die Vögel —, wird sie noch einmal in die Station der Schwerverwundeten geklingelt. Sie geht hinauf und öffnet leise die Tür. Jemand liegt mit wachen Augen auf dem Bett, noch ein ganz Junger ist es, und sieht ihr entgegen.

„Nun, Schmerzen?" flüstert sie.

„Nein, das nicht, Schwester . . ."

„Was denn, Kleiner?"

„Nichts!" lächelt er.

Sie schweigt und legt ihm das Kopfkissen zurecht.

„Ich wollte Sie nur mal sehen, Schwester!"

„Jetzt haben Sie mich ja gesehen, und nun müssen Sie gut schlafen können. Gute Nacht!" Sie durchschreitet kopfschüttelnd den kleinen Raum, in dem schon die Dämmerung steht, und beginnt sich nach draußen.

Aus der Heimat

Büren, Sonnabend, den 15. November 1941



Zur 3. Reichsstraßensammlung. Wer sich ein schönes Andenken aus großer Zeit sichern will, ersteht am morgigen Sonntag die Bändchen der NSV. Die schön bebilderten Märchenbüchlein erinnern uns an die eigene Jugend. Sie sind hervorragend geeignet, die Kinder zu erfreuen und — was die Hauptsache ist — sie tragen dazu bei, große Aufgaben an der Gemeinschaft zu erfüllen. Die Sammlung wird in der Stadt Büren von den Betriebsführern und den Amtswaltern der Deutschen Arbeitsfront durchgeführt, die sich um 10 Uhr vormittags in der Aufbauschule zur Zuweisung der Bezirke versammeln.

*

Die Flaschensammlung im Gau Westfalen-Nord ein ausgezeichneter Erfolg. Aus Teilergebnissen der Flaschensammlung für unsere Wehrmacht ersieht man, daß die Sammlungen auch in unserem Gaugebiet einen durchschlagenden Erfolg hatten. Zu wahren Bergen türmten sich die Flaschen in den Sammelstellen auf. Zahlreiche Helfer hatten sich freiwillig in die Erfassungsarbeit eingeschaltet, um das gute Ergebnis zu erzielen, auf das wir mit Stolz hinweisen können. Besonders den Hausfrauen ist zu danken die die Flaschen aus Speicher und Keller hervorgeholt und zur Abholung bereitgestellt hatten.

Die DAF-Schulung wurde am Donnerstagabend fortgesetzt. Auch dieser Vortragsabend, der durch den Ortsobmann Pg. Klocke eröffnet und geleitet wurde, erfreute sich eines guten Besuches durch die Betriebsführer und Amtswalter der Deutschen Arbeitsfront. Als Redner war Kreisobmann Pg. Adolf Müller (Detmold) erschienen, der zurzeit auch die Geschäfte der Kreiswaltung Paderborn-Büren führt. In seinem großangelegten Referat untersuchte er die Gründe, die zum jetzigen Freiheitskampf des deutschen Volkes führten. Unter eingehender Schilderung der sozialen Mißstände in den Staaten der plutokratisch-bolschewistischen Feinde diesseits und jenseits des Ozeans schilderte der Redner das sogenannte „Paradies der Arbeiter und Bauern" als das, was es in Wirklichkeit ist: eine Hölle auf Erden! Demgegenüber stellte Pg. Müller den deutschen Sozialismus heraus, der auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens Hervorragendes leistet und den deutschen schaffenden Volksgenossen in den Mittelpunkt der fürsorglichen Maßnahmen stellt. All die sozialen Errungenschaften wären hinweggefegt worden, wenn nicht der Führer am 22. Juni 1941 den zum Sprung auf Deutschland und Europa bereiten, verräterischen Bolschewisten zuvorgekommen wäre. Der Redner würdigte in treffenden Worten die großen Opfer, die Front und Heimat täglich bringen müssen, sie werden gebracht im Glauben an den Führer und an den Sieg, damit Deutschland lebt und seine Zukunft auf Jahrhunderte gesichert werden kann. Mit einem Appell an die Betriebsführer, den Betriebsfrieden zu wahren, und dem Aufruf an die schaffenden Menschen, den kriegsbedingten Maßnahmen das notwendige Verständnis entgegenzubringen, schloß Pg. Müller seine packenden Ausführungen. Der Ortsobmann schloß nach einem Hinweis auf die Bedeutung der 3. Reichsstraßensammlung, die durch die DAF. durchgeführt wird, den Schulungsabend mit dem Gruß an den Führer.

Bürener Filmvorschau. Der ganze Zauber der Puszta mit ihren unendlichen Ebenen und ihren bald schwermütigen, bald in überschäumendem Temperament jauchzenden Menschen ist in dem Großfilm „Rakoczy-Marsch" eingefangen, der wie selten einer alles das in sich vereinigt, was man von einem Film verlangt: Spannung, Schönheit, Humor und mitreißendes Temperament. Er behandelt die Geschichte einer Liebe, die über alle Hindernisse triumphiert. Die berühmten Klänge des „Rakoczy-Marsches" tragen dieses Bildepos zu einem stürmischen Erfolg.

Die verräterische Uhr. Vor dem hiesigen Jugendgericht hatte sich ein von auswärts stammender, bei einem hiesigen Handwerksmeister beschäftigter Junge wegen Diebstahls zu verantworten. Bei der Belieferung der Kundschaft stahl er eine Armbanduhr und in zwei Fällen das bereitgelegte Milchgeld im Betrage von zusammen 40 Pfennig. Die gestohlene Uhr wurde ihm zum Verräter. Der Junge hatte sie einem älteren Jungen geliehen, der sie trug, als er sein Liebchen besuchte, das die Uhr wiedererkannte. Das Urteil gegen den jugendlichen Dieb lautete auf drei Wochenend-Karzer, die ihn hoffentlich wieder auf den rechten Weg bringen werden.

„Licht aus!"

Immer wieder hört man abends und bei nächtlichem Fliegeralarm diesen Ruf in Straßen und Höfen. Muß das sein? Nach zwei Jahren Krieg und Verdunkelung? Die Aufforderung ist übrigens sachlich gar nicht einmal richtig. Man kann nicht im Dunkeln leben, muß also bei Dunkelheit Licht machen. Richtiger müßte es heißen: Verdunkelt eure Wohnungen und Häuser einwandfrei! Verbessert eure Verdunkelungsvorrichtungen! Sorgt dafür, daß kein Lichtschein ins Freie dringen kann!

Von der Verwaltung im mittelalterlichen Büren

Dritter Teil: Von Gewählten, die nicht ins Rathaus einziehen sollten

Die Edelherren haben auf das Recht, die von der Stadt vorgeschlagenen Ratsmänner und Bürgermeister zu bestätigen, nicht verzichtet, auch ihre Rechtsnachfolger aus Haus Büren nicht. In dem im ersten Aufsatz erwähnten Prozeß sagt Hermann Küster aus Siddinghausen im Jahre 1604 aus, bei der Ratswahl pflege man die Liste der Gewählten auf die Burg zu bringen und dazu 12 Schillinge, und um Bestätigung zu bitten. Die Aussage des Mannes aus Siddinghausen, das in einem besonderen Abhängigkeitsverhältnis von den Edelherren sich befand, war nun keine Verbeugung vor dem Herrn, sondern entsprach den Tatsachen. In sehr anschaulicher Weise schildert ein Bericht des Grafen, des Vertreters des Hauses Büren, diesen alljährlich sich wiederholenden Gang zur Burg: „Anno 1668 Sambstag, den 27. Octobris abents umb 5 uhren seyn im Haus Büren vor der oberen pforten mit der leuchten erschienen dero Stadt Büren Kemmerer Henrich Vördeß und H. Stöwer, Ratsverwandter, neben dem Secretarius Antonius Kemina und haben mir zuendt benannten Grafen wie auch dem fürstbischöflichen Ambtmann Johannsen Happen vermittels Handtreichung dreyer schillinge in antiqua et consueta moneta (in alten, üblichen Münzen) hirvor geschriebene zwölf personen zu bekleydung eines newen rahts präsentiert, mit unterthaniger bitten, selbige zu acceptieren". Di überreichte Liste trägt folgende Namen: Joh. Droppel, Lib. Hanxleden, Hendrich Kellerhaus, Jacus Klewes, Joh. Jost Bessen, Jost Erkels, Ludewig Stöwer, Henr. Hake. In dem oben genannten Bericht heißt es dann weiter, die beiden seien dann auf das Schloß in das Vorgemach gegangen, um über die Vorgeschlagenen zu „consultieren". — Wenn man den Bericht des Grafen liest, dann kommt einem die Erinnerung an Bilder von Spitzweg oder Ludwig Richter. Man sieht sie vor sich, die Vertreter der Stadt, im besten Sonntagsstaat, der schon an den Winter gemahnt. Eine Oellampe beleuchtet die Treppenstufen zur Pforte. Der Kämmerer fühlt, ehe sich das Tor öffnet, noch einmal in die Tasche, ob die alten Münzen nicht vergessen sind. Denn das wäre fatal! Nicht des Geldwertes wegen, sondern weil die alten Münzen seit altersher dazu gehörten. Vermutlich sollte die Jahr für Jahr wiederkehrende Ueberreichung der Geldstücke sinnbildlich ausdrücken, daß die Bürgerschaft dem Stadtherrn für Ueberlassung des Einsetzungsrechtes des Rates etwas schulde. Man hielt in jenen Tagen sehr auf Tradition. Alte Münzen mußten es sein! Nicht neuere von geringerem Gehalt! Als die Stadt im siebenjährigen Kriege alte Schillinge" nicht beschaffen konnte, nahm man auf dem Schlosse zwar neuere Münzen als „äquivalent" (als Ersatz) an, aber unter ausdrücklichem Protest, damit nicht die in Notzeiten hingenommene Abweichung sich später als der normale Zustand einbürgere.

Dieser Gang zum Hause Büren, „abents umb 5 uhren, mit der leuchten", wurde von den Vertretern der Bürgerschaft im Oktober eines jeden Jahres getan, bis zum Jahre 1803, da Büren preußisch wurde. Die letzte überreichte Liste zeigt folgende Namen: Heinrich Habig, Joh. Hesse, Caspar Melies, Joh. Georg Hanxleden, Adrian Boedts, Joh. Gödde, Herm. Scheidt und Christian Busch.

Nicht immer fand die Vorschlagsliste die volle Zustimmung der Herren. So meldete der fürstbischöfliche Amtmann 1718 seiner Regierungskanzlei in Neuhaus: „Es hat sich bei revidierung deren new erwehlten Personen hervorgetan, daß viele darunter, welche zu Bürgermeistern und Ratsherren incabel (ungeeignet) teils wegen vorhin bezeigten ungehorsambs, teils auch wegen ihres führenden ärgerlichen Lebens". Es wurden also Namen gestrichen und die Kürherren aufgefordert, neue Männer vorzuschlagen. Als man aber zauderte, wurde der Amtmann von Neuhaus angewiesen, „ein vernünftiges und zum Bührenschen Stadtwesen dienliches Subjektum ex officio vor diesmal zum Bürgermeister anzuordnen". So wurde der Stadtsekretär Hagemann für 1719 zum Oberhaupt der Stadt ernannt.

Nicht immer ließ sich die Bürgerschaft die Ablehnung eines oder mehrerer Männer ihres Vertrauens gefallen. Einmal kam es zu einer kleinen Revolution. Für 1782 waren zu Ratsherren vorgeschlagen: Gerh. Botz als Bürgermeister, als Ratsmänner: J. H. Kleffner, M. Happe, Ph. Köchling, M. Gödde, M. Löper, Amt. Meyer, A. Köster, C. Böhlen. Die Wahlherren wurden durch den Amtmann Schuto aufgefordert, statt des gestrichenen Boedts binnen zwei Stunden einen anderen vorzuschlagen. Falls das nicht geschähe, sollte Schuto den Bürgermeister des Vorjahres, Anton Klives, von sich aus für eine weitere Amtszeit ernennen. Was geschah? Es wurde protestiert! Es wurde eine Kommission gewählt, die dem Zorn der Bürger Ausdruck geben sollte! Dem Amtmann Schuto wurde ein Schreiben überreicht, mit dem Ersuchen, es nach Neuhaus weiterzuleiten. Dies im krausen Bürener Deutsch verfaßte Schriftstück hatte folgenden Wortlaut: „Ihr Herren Kommissarge! Wir seyn außerwehlte von der gemeinheit, wir wollen wissen, was sie gegen Bürgermeister Butz haben, diewegen er zween jaar eyin gut regiment gefüret hat." Wer siegte in diesem Streit? Schuto! So wurde Anton Klives zum Stadtoberhaupt ernannt.

Als Anton Klives am 31. Januar 1794 gestorben war, schrieb der Pfarrer hinter den Namen des Verstorbenen ins Kirchenbuch: „quondam civitatis meritissimus consul", ein um die Stadt hochverdienter Ratsherr. Für das Jahr, in dem er starb, war er, obwohl 75 Jahre alt, wieder für den Bürgermeisterposten vorgeschlagen worden. Aber diesmal wollte er nicht mehr. Von ihm und anderen Männern, die diese Würde und Bürde ablehnten, soll im nächsten Aufsatz die Rede sein. F. Flören

Aus dem Kreise Büren

Kreis Büren, 15. Nov. Spielplan der Gaufilmstelle. In der Zeit vom 16. bis 22. November gelangen folgende Filme zur Aufführung: „Bismarck" am 16. in Salzkotten, „Friedrich Schiller" am 16. in Schwelle-Holsen und Verne, am 17. in Verlar, am 18. in Hörste, am 19. in Lipperode, am 21. in Garfeln, am 22. in Mantinghausen; „Die 3 Condonas" am 21. in Wevelsburg, am 22. in Steinhausen.

Brenken, 15. Nov. Geburtstagskinder. Der Landwirt und Drechsler Theodor Danne vollendete dieser Tage sein 78. Lebensjahr. Herr D. ist der Letztlebende der s. Zt. hier üppig blühenden Pfeifenrohr-Drechsler. Noch bis in die letzten Jahre hinein sah man den alten Herrn seine Rohre am Bahnhofe abliefern. Leider ist dieses Gewerbe nunmehr völlig zum Erliegen gekommen. Herr D. aber ist noch imstande, leichte Haus- und Gartenarbeiten tagtäglich zu verrichten. — Kaspar Lottmann wird heute 73 Jahre alt. Jahrzehntelang war er ein treuer Pferdepfleger auf Erpernburg. Wenn auch heute Invalide, so kann er sich doch noch fortlaufend im Hauswesen nützlich betätigen! Beiden Altersjubilaren unsern herzlichen Glückwunsch!

Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Lippstadt; verantwortlich für den heimatlichen und Anzeigenteil: Otto Birkle, Büren; Verlag und Druck: C. Jos. Laumanns, Lippstadt.
(Z. Zt. ist Preisliste Nr. 8 vom 1. Jan 1941 gültig.)

Wir erhielten die schmerzliche Nachricht, daß unser lieber Sohn, unser guter Bruder, Schwager und Onkel

Joseph Menke

Schütze in einem Panzer-Regiment

in den schweren Kämpfen bei Wjasma den Heldentod fand. Er fiel in soldatischer Pflichterfüllung, getreu seinem Fahneneid, am 10. Oktober 1941, im Alter von 30 Jahren. Wiedersehen war seine und unsere Hoffnung.

In tiefer Trauer:

Familie Heinrich Menke.

Büren (Ringstraße), im Felde, 14. Nov. 1941.

Das Seelenamt für den lieben Gefallenen findet statt am Dienstag, dem 18. November, morgens 8.10 Uhr, in der Pfarrkirche zu Büren. — Von Beileidsbesuchen bitten wir abzusehen.

Getreu seinem Fahneneid starb als jüngster Kamerad seiner Einheit den Heldentod unser lieber, ältester Sohn und Bruder, der

Funker

Heinz Diederichs.

Er fiel am 31. Oktober 1941 im jugendlichen Alter von 18 Jahren in den Kämpfen südlich von Tichwin. In tiefer Trauer:

Familie Heinrich Diederichs.

Büren, den 13. November 1941.

Das Seelenamt für unseren gefallenen, lieben Sohn findet am Montag, dem 17. November, morgens 8.10 Uhr, in der hiesigen Pfarrkirche statt.

Die zweiten Diphtherie-Schutzimpfungen

finden in der kommenden Woche in folgenden Orten statt:

Montag, 17. November: Brenken, Beginn 9 Uhr in der Schule;
Montag, 17. November: Wewelsburg, Beginn 14.30 Uhr in der Schule;
Dienstag, 18. November: Bentfeld, Beginn 9 Uhr in der Schule;
Dienstag, 18. November: Scharmede, Beginn 11 Uhr in der Schule;
Dienstag, 18. November: Thüle, Beginn 15 Uhr in der Schule;
Mittwoch, 19. November: Salzkotten, Beginn 15 Uhr in der Schule;
Mittwoch, 19. November: Lichtenau, Beginn 10.30 Uhr in der Schule;
Donnerstag, 20. November: Upsprunge, Beginn 9 Uhr in der Schule;
Donnerstag, 20. November: Oberntudorf, Beginn 11 Uhr in der Schule;
Donnerstag, 20. Nov.: Niederntudorf, Beginnn 14.30 Uhr in der Schule;
Donnerstag, 20. November: Bosenholz, Beginn 17.30 Uhr in der Schule;
Donnerstag, 20. November: Etteln, Beginn 9 Uhr in der Schule;
Donnerstag, 20. November: Henglarn, Beginn 11.30 Uhr in der Schule;
Donnerstag, 20. November: Atteln, Beginn 15 Uhr in der Schule.

Die Eltern der Kinder im Alter von 1 bis 5 Jahren werden gebeten, die auf den Einladungen angegebenen Zeiten unbedingt pünktlich einzuhalten.

Staatliches Gesundheitsamt des Kreises Büren.

Heinz-Rüdiger

Die glückliche Geburt eines gesunden Stammhalters zeigen in dankbarer Freude an

Mimi Trunk geb. Milz
Paul Trunk

Büren, 14. November 1941

Ihre Vermählung geben bekannt

Heinrich Küpper
Maria Küpper
geb. Wördehoff

Duisburg-Großenbaum
Lauenburger Allee 32

Barkhausen üb. Büren (Westf.)

16. November 1941

Der Sieg unser Wille!

An die Betriebsführer und Amtswalter der Deutschen Arbeitsfront!

An alle werktätigen Männer u. Frauen!

Wieder treten die Schaffenden am kommenden Sonnabend und Sonntag mit der Sammelbüchse an, oder stellen durch reichliche Spenden ihre Opferbereitschaft unter Beweis.

Sie helfen so den Kameraden an der Front den Sieg zu erringen

Ich bin mir bewußt, daß, wie stets zuvor, auch bei dieser Sammlung wieder jeder Betriebsführer, jeder Amtswalter, alle werktätigen Frauen und Männer ihre Pflicht tun.

Die Front der Arbeit weiß, um was es geht.

Heil Hitler!

Müller, Kreisobmann der DAF.

Bürener Lichtspiele

Nur Sonntag nachm. 3.30 und abends 8 Uhr



Ein Großfilm der Märkischen Filmgesellschaft nach dem gleichnamigen berühmten Bühnenstück von Franz von Herczeg.

Jugendliche sind zugelassen.

Im Beiprogramm:

Kulturfilm u. Deutsche Wochenschau

Geldbörse

mit Inhalt auf der unteren Burgstraße **gefunden.** Näheres Geschäftsstelle der „Bür. Zeitg."

Stuhlkantel - Unterlängen - Buche

26 bis 60 mm, kantig oder ähnl. gesucht. Preisangebote erbeten unter K. N. 10946 an Ala, Köln, Zeppelinstraße 4.

Nähere Einzelheiten in den Tageszeitungen . .

so schließt manche wichtige Bekanntgabe im Rundfunk. Schon deshalb ist der regelmäßige Bezug des „Patriot" unerläßlich und macht sich unbedingt bezahlt, denn oft müssen heute neue Anordnungen auf allen Gebieten des täglichen Lebens getroffen werden. Darüber hinaus schaffteine gut geleitete Zeitung wie der „Patriot". die Verbindung mit dem Geschehen in der Welt und in der Heima..

Darum lesen Sie den

„PATRIOT"
(Bürener Zeitung)